

**Das rothe Band
oder
die Civilehe.
von
A. Schrader.**

1.

Ein heißer Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Die höchsten Spitzen des Harzgebirges umfing schon die Glorie des ersten Abendrothes, während auf den kleinern Bergen und in den Thälern Bäume und Gesträuche lange Schatten warfen. In geheimnißvollem Schweigen lag die Natur, Waldblumen und Kräuter dufteten Weihrauch empor, der Gesang der Vögel verstummte nach und nach und alles bereitete sich vor, den Abend, den stillen Vorboten der Nacht, festlich zu empfangen.

Da schritten auf einem Fußpfade, der sich zwischen den riesigen Stämmen eines dunkeln Eichenwaldes wie ein Bach zwischen Felsen dahin schlängelte, drei junge Männer, deren Aeußeres auf den ersten Blick verabschiedete Krieger bekundete. Sie trugen graue Beinkleider, kurze blaue Röcke mit gelben Knöpfen und rothen Kragen, runde Mützen mit Streifen von derselben Farbe und Reisebündel in Form eines Kranzes, der auf der rechten Schulter lag und auf die linke Hüfte herabhing.

Ohne sich um den Reiz des duftenden Waldes zu kümmern, dessen Moosboden sich rechts und links wie ein grüner Teppich ausbreitete, schritt einer dicht hinter dem andern auf dem schmalen Wege und das Echo des Haines gab das Geräusch der kräftigen Fußtritte zurück.

Plötzlich lichtete sich der Wald, die Baumstämme verschwanden zu beiden Seiten und die Wanderer standen auf der Platte eines Bergrückens, an dessen Fuße sich

ein kleines, romantisches Thal ausbreitete. Der Abendnebel hatte einen feinen, durchsichtigen Schleier über die Niederung gezogen, so daß die Häuser eines Dorfes, die wie Schwalbennester an den Bergen hingen, wie Scheiben durch den Reflex der Lichtstrahlen gebildet, erschienen. Der Kopf des weißen Kirchthurms, weit über die Nebelfläche emporragend, glühete im Abendstrahle wie ein Meteor, und die langen, schmalen Fenster des Kirchleins flimmerten wie glänzende Stahlplatten. Ein dunkles Gebirge bildete den nächsten Hintergrund der zauberhaften Landschaft und die flammende Kuppel des gigantischen Brockens, die weiteste Fernsicht, umsäumte das ganze Bild mit einem milden Heiligscheine.

Als ob ein Gedanke die Männer beseelte, blieben sie zugleich stehen und sahen in das heimathliche Thal hinab. Ihre braunen Gesichter röthete eine stille Freude, denn keiner wollte dem andern seine Bewegung verrathen, und in den Augen des einen, dessen Gesichtsbildung sich vor den übrigen durch Regelmäßigkeit auszeichnete, erglänzten selbst ein paar Thränen, die sich bei dem längern Anschauen des Dörfchens in die langen, braunen Wimpern hingen, bis sie die Hand verwischte.

– Da liegt die Heimath! rief ein munterer Bursche, indem er sich auf seinen kräftigen Haselstock stützte und die lachenden Blicke über das Thal schweifen ließ.

– Gott sei Dank, rief der Zweite, hier hat kein Krieg gewüthet, sie zeigt uns noch die alte wohlbekannte Phisiognomie – es lebe die Heimath!

– Sie lebe! riefen seine beiden Gefährten mit bewegter Stimme.

– Nicht wahr, Konrad, sagte der Erste wieder, unsere Harzberge bieten doch einen andern Anblick dar, als die ewige Fläche Holsteins, die wir so halb und halb dem deutschen Lande erhalten haben. Wenn wir hier einmal die tückischen Dänen auf das Rohr nehmen könnten, wo sie ihre Schiffe nicht im Rücken haben, ich glaube die Lust zu der deutschen Erde sollte ihnen auf ewig vergehen.

– Laß den Krieg, sagte Konrad und fuhr mit der Hand über die Augen, als ob er klarer sehen wollte – wenigstens den Krieg, aus dem wir zurückkehren. Da liegt die Heimath, das Bild des Friedens – trübe den freundlichen Anblick durch solche Erinnerungen nicht, sie sind mir in der Seele verhaft!

– Kamerad! rief lachend der dritte – und doch hast Du wie ein Löwe mit dem Kolben auf die strupphaarigen Rothröcke eingehauen, als ob Du sie alle mit einem Schlage von der deutschen Erde vertreiben wolltest – macht Dir die Medaille, die Du in Deiner Rocktasche trägst, kein Vergnügen?

– Ich bitte Dich, schweig! antwortete Konrad in einem unmuthigen Tone – hätte ich sie nicht für die Lebensrettung meines Majors, des Grafen Rudolph erhalten, der zu gleicher Zeit unser Gutsherr ist, ich glaube, ich hätte sie nicht genommen. Der Graf denkt wie ich, darum hat

er mit dem Abschluße des Waffenstillstandes den Kriegsdienst verlassen und sich auf sein Schloß zurückgezogen, das dort so freundlich über den Wald emporragt.

– Glaubst Du denn wirklich, daß ihn der Haß gegen den Krieg zum Ausscheiden aus dem Heere angetrieben hat? fragte der Erste wieder. Konrad, Du stehst in einem fast vertraulichen, freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Grafen, und solltest den wahren Grund nicht kennen? Ich will ihn Dir nennen!

– Nun? fragten zwei Stimmen zugleich.

– Nicht der Haß, sondern die Liebe hat ihn auf seine Güter zurückgeführt.

– Ja, die Liebe zu seiner Cousine Emma von Linden, die seit einigen Jahren, da sie Waise ist, auf dem Edelhofe des alten Baron von H. lebt – fügte der Dritte hinzu – das konnte ich mir wohl denken, man sprach schon davon, ehe wir zu unserm Regiments ging.

– Fräulein Emma soll ein bedeutendes Vermögen besitzen – das wird unserm Grafen zu statthen kommen, denn seine Güter befinden sich nicht im besten Zustande.

– Nun, sagte Konrad, indem er sich zum Weitergehen anschickte, ich wüßte keinen Edelmann in der ganzen Gegend, der die Hand der schönen Emma und ihr großes Vermögen mehr verdiente, als unser Graf, ich wünsche ihm Glück zu dieser Heirath.

– O auch wir, riefen die Andern, er ist ein braver junger Herr!

– Doch nun kommt, Freunde, daß wir noch mit der Dämmerung das Dorf erreichen, die Kuppel des Brockens

wird schon dunkelroth und aus den Thälern weicht das letzte Licht – kommt!

Bei diesen Worten warf Konrad sein Bündel auf der Schulter zurecht und begann rüstig auszuschreiten. Auch seine Gefährten setzten ihre müden Beine wieder in Bewegung.

– Sieh, flüsterte einer dem andern zu, wie Konrad läuft! Man sollte glauben, er habe heute erst eine Stunde Wegs zurückgelegt, statt acht Meilen.

– Blicke dorthin und du kennst den Magnet der ihn zieht – jetzt wird er sichtbar.

– Wo?

– Dort, wo der Rauch aus dem weißen Schornsteine wirbelt!

– Ist das nicht die Meierei der hübschen Marie?

– Ganz recht, des hübschesten Mädchens im ganzen Dorfe. Konrad ist in sie verliebt bis über die Ohren, darum läuft er so.

– Es ist wahr, ich hörte davon reden. Nun, wenn er die bekommt, kann er von Glück sagen.

– Ich möchte nur wissen, warum er die Sache so geheim hält, auf dem ganzen Marsche hat er nicht ein Wort darüber gesprochen. –

– Kameraden, rief Konrad, der einen Vorsprung von hundert Schritten gewonnen hatte und an einer Biegung des Weges stand – wo bleibt Ihr denn? Soll ich allein die ersten Häuser unseres Dörfchens begrüßen? Vorwärts. In zehn Minuten sind wir an der Mühle – ich höre schon das Rauschen des Wassers und das Geklapper der Räder.

Die Angerufenen brachen ihr Gespräch ab und verdoppelten die Schritte. Dann setzten sie mit Konrad gemeinschaftlich den Weg fort, der durch eine Gruppe weißstämmiger Birken führte. Nach einigen Minuten traten sie unter dem Blätterdache hervor auf eine duftende Wiese. Am Himmel zogen die flimmernden Sterne auf und über die Erde hatte sich ein weißer Schleier ausgebreitet, den der Abendnebel gewebt. Die Füße der heimkehrenden Krieger, durch den Anblick des dicht vor ihnen liegenden Dörfchens gestärkt, näßte kühlend der Nachthau, der an den Grashalmen hing.

Kein Wort störte die Stille des prachtvollen Abends, schweigend blickten die jungen Leute nach dem Dorfe, in dessen Häusern ein Fenster nach dem andern sich erleuchtete. Die Wiese war überschritten und die Wanderer standen unter einer großen Linde, deren Riesenzweige ein Schilfdach bedeckten, unter dem das monotone Geräusch einer Mühle sich vernehmen ließ.

– Gute Nacht, Freunde, sagte einer der Burschen, ich bin am Ziele – hier wohnt mein altes Mütterchen, das ihren Sohn noch an den Küsten des Meeres wähnt, oder vielleicht auch unter der Erde – ich werde mich sacht hineinschleichen und ihr eine Ueberraschung bereiten, an die sie gewiß nicht gedacht hat. Gute Nacht!

– Gute Nacht, Philipp, flüsterten die Andern und reichten dem scheidenden Kameraden die Hand. Dieser öffnete leise die mit Mehlstaub bedeckte Thür und verschwand.

Als Konrad mit seinem Begleiter an dem Giebel der Mühle vorbeiging, hörten sie durch das kleine geöffnete Fenster in demselben das laute Schluchzen einer Frau – Philipp hielt sein altes Mütterchen in seinen Armen.

An der Kirche trennte sich auch Konrad von seinem Begleiter, und der junge Mann ging allein dem entgegengesetzten Ende des Dorfes zu, wo die freundlichen Häuser wie Vogelnester an den Bergen lagen.

Plötzlich blieb er vor einem weißen Häuschen stehen, dessen Fenster sich in dem Augenblicke erhelltten als er ankam.

– Hierwohnt Marie! flüsterte er vor sich hin. Ob ich ihr eine ähnliche Ueberraschung bereite, wie Philipp seinem Mütterchen? Nein, fügte er nach einer Pause der Ueberlegung hinzu, sie bewohnt ganz allein ihren kleinen Meierhof, da ihr Vater vor fünf Jahren gestorben ist, ich will den neidischen Leuten keine Nahrung für ihre Lästerzungen geben, meine Schwester Röschen soll sie in unser Haus rufen, als ob sie ihr etwas mitzutheilen hätte, wenn sie mich dann sieht, wird ihre Ueberraschung nicht minder groß sein. Guten Abend Marie! flüsterte er dem Fenster zu und setzte seinen Weg fort. Nach zehn Minuten empfing ihn das Jubelgeschrei der fröhlichen Schwester, die mit den Knechten und Mägden das Abendessen verzehrte, als er in das reinliche Zimmer trat.

2.

Um dieselbe Zeit, als die drei jungen Leute auf dem Bergrücken standen und den ersten Blick auf ihre Heimat warfen, trat ein junger Mann in die Wohnung des Dorfrichters Valentin, die unmittelbar an Mariens Meierei grenzt. Er trug einen grünen Rock, einen Hirschfänger an der Seite und einen grauen Hut mit breiter Krämpe. Er mochte nur erst fünf bis sechsundzwanzig Jahre alt sein, aber schon war sein Gesicht, das ein voller dunkler Bart umgab, von einigen Furchen durchzogen, die ihn um zehn Jahre älter erscheinen ließen. Seine Gestalt war schlank, es fehlte ihr aber das Gepräge der Jugend, der Ausdruck der Kraft und des Feuers.

– Guten Abend, Vetter, sagte der Jäger, indem er mißmuthig seinen Hut auf den runden Tisch warf, der in der Mitte des Zimmers stand.

Der Vetter, der an einem kleinen Schreibepulte saß und Papiere in ein aufgezogenes Schubfach zurücklegte, schien an dem Besuche kein sonderliches Vergnügen zu finden, denn er sah sich mit ärgerlicher Miene um, ohne auf den Gruß zu danken und vollendete schweigend das angefangene Geschäft. Der Jäger warf sich indeß, als ob er an einen solchen Empfang schon gewöhnt sei oder ihn unter Umständen vorausgesetzt hatte, in einen großen Lederstuhl und schlug behaglich die langen Beine übereinander. Ein großer Jagdhund trat langsam hinter dem

Ofen hervor, leckte einen Augenblick die Hand des Angekommenen und zog sich dann ruhig wieder auf seinen Platz zurück. Nach einiger Zeit schloß der Dorfrichter das Pult und steckte den Schlüssel in die Tasche. Der Augenblick schien gekommen, wo er einem längst gehegten Aerger freien Lauf geben konnte, denn er schob seine pelzverbrämte Sammtmütze auf ein Ohr, stemmte dann beide Fäuste in die Seiten, trat vor den schweigenden Neffen und rief mit wuthblitzenden Augen:

– Weißt Du auch, Neffe, daß Du ein Taugenichts bist, dem ich eigentlich meine Thür verschließen müßte?

– Lieber Vetter, sagte ruhig der Jäger, ohne sich zu rühren, das ist ein Fehler der Erziehung, die Sie mir gegeben.

– Wie, *ich* trage die Schuld? rief entrüstet der Alte. Ich habe Dir nichts gegeben, was Dich auf den betretenen Weg führen könnte; ich habe vielmehr geglaubt, daß mein ökonomisches System Dir heilsam sein würde – jetzt sehe ich aber, daß mir dieses System theuer zu stehen kommt.

– Hat Sie vielleicht meine Anstellung als Revierförster, die mir der Graf Rudolph gab, ehe er in den Krieg zog, ruinirt? Ich glaube nicht.

– Du glaubst es nicht, aber ich glaube es! Wer hat die Kuh erschossen, die sich einmal an unsern Gartenzaun verirrt hatte? Wer hat dem Müller die Fenster eingeworfen, als er Dir wehrte, einen Hasen bis in seinen Garten zu verfolgen? Wer hat am letzten Sonntag in der Schenke den Musikanten die Instrumente zertrümmert, als sie nach Mitternacht nicht mehr spielen wollten, weil sie

sonst in Strafe genommen werden? Du, lüderlicher Neffe. Und wer muß das Alles bezahlen? Ich, Dein unglücklicher Vetter! Aber jetzt werde ich einmal selbst Gerechtigkeit üben, denn Du weißt doch, daß ich nicht mehr Schulmeister, sondern Dorfrichter bin? Ich werde Dich hängen lassen!

Des Jägers Züge verzogen sich zu einem mitleidigen Lächeln, ruhig gab er zur Antwort:

– Lieber Vetter, wenn Sie Sich nicht selbst in der ganzen Gegend blamiren wollen, so beobachten Sie ein tiefes Schweigen über die Jugendthorheiten Ihres Neffen, und zahlen ganz ruhig, was zu zahlen ist. Damit Sie aber sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine – –

– Herr Gott im hohen Himmel, rief zornbebend Valentin und strich sich seine langen Haare hinter die Ohren – dieser Mensch meint es noch gut mit mir! Nein, da möchte man doch den Verstand verlieren! Ich habe mindestens einen Schadenersatz von zweihundert Thalern zu zahlen, woran er Schuld ist, und nun will er es noch gut mit mir meinen.

– Lassen Sie mich nur ausreden, lieber Vetter, und Sie werden mir Recht geben. Also zweihundert Thaler haben Sie für mich zu zahlen?

– Ich muß sie zahlen, wenn ich mich bei dem Antritte meines neuen Amtes nicht gleich blamiren will – Mensch, woher soll ich das Geld nehmen.

– Nun sehen Sie einmal ihren Geiz, lächelte ruhig der Jäger. Diese Summe bringt einen Mann wie Sie nicht in Verlegenheit!

– Mensch, mache mich nicht rasend! rief der Dorfrichter und sprang mit beiden Füßen zugleich empor, daß er mit dem Kopfe fast an die Decke stieß. Ich bin arm, arm wie eine Kirchenmaus!

– Aber das Geld muß dennoch bezahlt werden, denn der Ortsrichter muß seinen Bauern mit einem guten Beispiel vorangehen.

– Leider, leider, stammelte Valentin, muß es bezahlt werden!

– Sehen Sie, lieber Vetter, ich will Ihnen helfen, Ihre Reputation retten, sagte schmeichelnd der Jäger.

– Du mir helfen? fragte der Alte mit einem verachtenden Seitenblicke.

– Ja ich! antwortete bestimmt der junge Mann, indem er aufstand und dem Zürnenden näher trat.

– Da wäre ich doch neugierig.

– Wollen Sie, daß morgen die zweihundert Thaler bezahlt sind?

– Aus meiner Tasche?

– Nein!

Das Gesicht des Ortsrichters nahm einen andern Ausdruck an.

– Und woher denn, wenn ich fragen darf?

– Das ist eben das Geheimniß, lieber Vetter, daß Ihnen beweisen soll, wie gut ich es mit Ihnen meine.

– Nun so rede, vielleicht ist Dein Vorschlag nicht zu verwerfen, sagte Valentin, indem er seine Hände auf den Rücken legte.

Der Jäger legte seine rechte Hand auf die breite Schulter des Vetters, sah ihm einen Augenblick in das graue Auge und flüsterte geheimnißvoll:

– Lieber Vetter, ich bin verliebt!

– Na, das fehlte auch noch! rief ärgerlich der Richter, der sich in seiner Hoffnung getäuscht sah. Deine Liebe, fügte er höhnend hinzu, trägt keinen Heller ein.

– Aber meine Heirath!

– Mit wem?

– Mit unserer Nachbarin, der hübschen Marie, deren Vormund Sie sind.

Das Gesicht des Ortsrichters nahm denselben Ausdruck wieder an, als einige Augenblicke zuvor. Des Jägers Bekenntniß schien eine neue Hoffnung in ihm erweckt zu haben.

– Eberhard, sagte er erstaunt, das Mädchen ist schön und gut –

– Eben deshalb will ich sie heirathen, und Sie werden meine Absicht unterstützen, weil Marie reich ist.

– O ja, meinte Valentin in einem völlig veränderten Tone, sie besitzt ein recht artiges Vermögen. Der junge Graf Rudolph hat ihr vor einigen Jahren die einträgliche Meierei geschenkt, die sie jetzt bewirthschaftet, und außerdem noch dreitausend Thaler versprochen, wenn sie sich einmal verheirathet. Der Graf hält Wort, denn Marie ist seine Milchschwester, die er herzlich liebt, weil er keine rechten Geschwister besitzt. Der Plan ist nicht übel!

– Und außerdem ist sie eine Waise, die allein in der Welt steht – sie hat weder Eltern noch Geschwister, mit

denen sie zu theilen hat – nicht einmal einen Vetter, fügte Eberhard lächelnd hinzu.

– Einen Vetter! rief rasch der Richter. Ich will nicht mit Dir theilen, ich will nur das Darlehen zurück haben, wozu mich mein lüderlicher Neffe gezwungen hat!

– Sie sehen also, mein bester Vetter, daß ich mehr in Ihrem Interesse handle, als in dem meinigen, wenn ich das Mädchen heirathe, darum unterstützen Sie mich.

Vetter Valentin legte einen Augenblick die Hand an sein Kinn und blickte sinnend zur Erde, wobei sich seine Augen so eng zusammenzogen, daß sie nur noch zwei schwarzen Strichen glichen.

– Höre, Eberhard, Dein Heirathsproject ist nicht übel, es hat meinen Beifall. Ich bin Dein Vetter und Mariens Vormund – das trägt schon etwas zum Gelingen desselben bei – ich hoffe, Du wirst dies nicht vergessen.

– Nie, rief der Jäger und sein bleiches Gesicht belebte eine widerwärtige Freundlichkeit – nie! Gebrauchen Sie also Ihr Ansehen als Ortsrichter und Vormund!

– Du hast Recht, man muß das Mädchen verblüffen, antwortete Valentin und ging in großen Schritten, die Hand in die Oeffnung der schwarzen Weste gesteckt, durch das Zimmer.

– Sagen Sie ihr, fuhr Eberhard fort, indem er neben seinem Vetter auf und abging, daß ich einst Ihr Nachfolger im Amte werden würde.

– Mensch, rief der Alte, soll ich lügen?

– Es kommt ja nur auf Sie an, Vetter, ob diese Lockspeise eine Lüge sei, oder nicht. Warum soll ich nicht

eben so gut Ortsrichter werden können, als Sie, vorzüglich, wenn Sie mir Ihren Platz einräumen? Nun vorwärts, Marie wohnt nicht weit!

- Was soll das heißen?
 - Daß wir auf der Stelle zu ihr gehen und um ihre Hand werben.
 - Wie, diesen Abend noch?
 - In diesem Augenblicke!
 - Die Werbung geht Dich an, Du bist der Bräutigam – bedarfst Du der Hülfe, so bin ich immer noch da!
 - O nein, rief lebhaft der Jäger, die Angelegenheit ist eine Familiensache, und Sie sind der Vetter! Ich gehe nicht ohne Sie!
 - Nun gut, sagte Valentin nach einigem Zaudern, so gehen wir zusammen – heute ist Sonnabend, morgen ein Sonntag – ich erzähle die Neuigkeit in der Kirche einigen Nachbarn – morgen Abend weiß sie das ganze Dorf.
 - Auch wenn Marie meine Hand ausschlägt? fragte Eberhard.
 - Sie wird sich wohl hüten, wenn ich dabei bin, mein lieber Neffe, denn ich bin ihr Vormund und Ortsrichter!
- Mit den letzten Worten hatte Valentin seinen Rock von einem Nagel der Wand genommen, ihn angezogen und seine Mütze mit einem runden, schwarzen Hute vertauscht. Dann ergriff er einen gelben Rohrstock und schritt gravitätisch zur Thür hinaus. Der Jäger folgte und lächelte dabei, als ob er sagen wollte: ich wußte es wohl, daß der geizige Filz auf meinen Vorschlag eingeht.

– Des Burschen Heirathsproject kommt mir gelegen, flüsterte der Richter vor sich hin, indem er über den Hof schritt – es ist sogar ein Lieblingsgedanke von mir, denn ist Eberhard Mariens Mann und im Besitze ihres Vermögens, so wird man mir die Bewirthschaftung der Wiese nicht streitig machen, die ich seit fünf Jahren benutze, ich verlange sie von meinem Neffen als Kuppelpelz – das Grundstück ist seine achthundert Thaler werth!

Nach einigen Minuten standen die beiden Männer an der Pforte, die in Mariens Hof führte. Valentin schritt voran. Die Hausflur war schon dunkel, da der letzte Schein des Tages nur durch ein einziges Fenster hereindringen konnte. Auf ein Klopfen an die Stubenthüre rief Mariens sanfte Stimme »herein!«

– Sie ist zu Hause, flüsterte der Vetter dem Neffen zu, indem sie beide in das freundliche Zimmer traten, das nur noch schwach von Dämmerung erfüllt war.

Ueberrascht von dem Abendgruße der Männer fuhr Marie aus einem kleinen Lehnstuhle empor, in welchem sie träumend gesessen hatte. Der Besuch des Vetters schien keinen befremdenden Eindruck auf sie auszuüben, wohl aber der des Neffen, der ihr als ein leichtsinniger Mensch bekannt war.

– Mein Gott, rief sie mit zitternder Stimme aus, was verschafft mir die Ehre dieses seltenen Besuches – und diesen Abend, noch so spät?

– Ob Jungfer Marie das wohl rathen kann, antwortete lachend der Ortsrichter, indem er wie ein alter Bekannter des Hauses seinen Hut auf den Stock hing und beides

an ein Uhrgehäuse lehnte, in welchem ein schwerfälliger Pendel seine langsamten Schwingungen machte.

– Nehmen Sie Platz, flüsterte das junge Mädchen und schob zwei Stühle heran.

Die Männer folgten der Einladung. Marie setzte sich wieder in ihren Stuhl; doch schon in der nächsten Secunde erhob sie sich rasch wieder.

– Es ist schon dunkel, rief sie aus, ich werde Licht holen!

Der Jäger ergriff ihre Hand und zog sie leise auf den Stuhl zurück.

– Bleiben Sie, schöne Marie, sagte er so sanft, als es seine tiefe Stimme erlaubte, es ist noch Zeit genug, Licht zu holen – berauben Sie uns jetzt Ihrer Gegenwart nicht.

– Womit kann ich den Herren dienen? fragte sie in einem Tone, der deutlich den peinlichen Zustand verrieth, in den sie die Berührung des Jägers gesetzt hatte.

– Marie, sagte der Richter, Sie wissen, daß große Umwege meine Sache nicht sind, ich steuere stets direct auf mein Ziel los. Und dies muß nach meiner Ansicht auch ein Mann, der die höchst wichtige und einflußreiche Würde eines Ortsrichters bekleidet. Ich habe keine leiblichen Kinder, meine ganze Familie besteht aus meiner kleinen Mündel und meinem Neffen, dem gräflichen Revierförster Eberhard. Um nun nach Pflicht und Gewissen für die Zukunft meiner Pflegebefohlenen zu sorgen, habe ich mich mit Gott zu dem gegenwärtigen Besuche entschlossen.

– Und der Zweck dieses Besuches? fragte Marie kaum hörbar, da ihr die Angst die Brust zusammenschnürte.

– Marie, sagte der Richter mit feierlicher Stimme, ich bin gekommen, um für meinen Neffen Eberhard um Ihre Hand zu werben.

– Und ich, fügte der Jäger hinzu, um meine Bitte, die sich auf Achtung und Liebe gründet, mit der Werbung meines Vetters zu vereinigen.

Marie antwortete nicht, eine ängstliche Pause trat ein, und beide Theile segneten im Stillen den Umstand, daß das Zimmer dunkel war.

– Nun, liebe Mündel, begann betonend der Ortsrichter wieder, was haben Sie auf unsren Antrag zu antworten? Nicht wahr, das hätten Sie wohl nicht erwartet?

– Nein! antwortete Marie, und ihre Angst schien plötzlich verschwunden zu sein, denn sie sprach dieses Wort mit einer Unbefangenheit, die Valentin und Eberhard für eine freudige Zustimmung hielten.

– Das habe ich mir gedacht! rief lachend der Richter, indem er seine großen Hände rieb, daß es laut rauschte. Nicht wahr, mein Eberhard ist ein schmucker Bursche?

– Marie! rief Eberhard und wollte ihre Hand ergreifen.

– Herr Vormund, sagte das junge Mädchen, indem es aufstand, Ihr Antrag schmeichelt meinem Herzen und meiner Eitelkeit, denn Sie denken mir eine Ehre zu, an die ich nimmer geglaubt hätte – trotzdem aber kann ich Ihren Antrag nicht annehmen!

– Warum? fragten beide Männer zugleich.

– Weil mein Herz meine Hand schon versprochen hat! antwortete Marie in einem festen Tone.

– So, rief der Richter erstaunt – und ohne mein Wissen? Wer ist denn dieser heimliche Liebhaber?

– Der Mann, den ich liebe, und dem ich meine Hand versprochen, ist Konrad, mein junger Nachbar.

Vetter und Neffe konnten ihrem neuen Erstaunen keine Worte verleihen, da ihnen eine Magd, die in diesem Augenblicke Licht in das Zimmer brachte, Schweigen auflegte. Marie, deren liebliches Gesicht wie eine Rose im Frühlinge glühete, trat der Magd entgegen, nahm ihr das Licht ab und verabschiedete sie wieder durch ein Zeichen mit der Hand. Dasselbe Licht, das jetzt dem Jäger das reizende Mädchen zeigte, hatte Konrad durch das Fenster schimmern sehen, der leise seinen Gruß flüsternd vorüberging.

Als ob der Gruß des Geliebten, den Marie noch in weiter Ferne wähnte, eine wunderbare Kraft geäußert, stand sie mit freundlichen, aber entschlossenen Mienen vor den beiden Männern, die Blicke der Verlegenheit und des Aergers wechselten. Der Jäger nahm zuerst das Wort wieder.

– Demnach hätte ich einen Korb erhalten? fragte er mit einem stechendem Blicke.

– Es thut mir leid, antwortete das junge Mädchen mit einer kurzen Verbeugung – Sie sehen aber, ich kann nicht anders.

– Konrad? rief der Richter, indem er aufstand – ist er nicht mit unserm jungen Grafen in den Krieg gezogen?

– Derselbe, Herr Ortsrichter, und ich muß bekennen, daß ich ihm deshalb noch einmal so gut bin, denn es zeigt, daß er Muth und Vaterlandsliebe im Herzen trägt.

– Konrad, sagte der Jäger verächtlich, ein sonderbarer Geschmack!

– Mag sein, Herr Eberhard, aber ich liebe ihn!

– Außerdem hat der Mensch nicht hundert Thaler im Vermögen! fügte der Richter hinzu.

– Mag sein, Herr Valentin; aber ich liebe ihn und besitze eine Meierei, die uns beide ernährt.

– Hören Sie, Marie, ich bin Ihr Vormund und freue mich über Ihren braven Charakter – aber während Sie so fest an Ihrem Versprechen hangen, ist es ein leicht möglicher Fall, daß der arme Junge – vielleicht ohne es zu wollen – –

– Mein Gott, rief Marie erschreckt – was wollen Sie sagen? Wissen Sie vielleicht – –?

– Als Ortsrichter weiß ich Alles, mein Kind, und weiß auch, daß in dem Kriege gegen die furchtbaren Dänen viel Menschen gefallen sind, die eigentlich hätten zu Hause bleiben können.

Marie schwankte und sank in den Stuhl zurück.

– Konrad, Konrad ist todt! rief sie schluchzend und bedeckte ihr Gesicht mit der weißen Schürze, die ihren schlanken Leib umschloß.

– Das habe ich nicht gesagt! rief der Richter erschreckt.

– Er ist nicht todt? fuhr Marie empor. Ist er verwundet?

– Auch das habe ich nicht gesagt!

– Nun, sagte sie mit fester Stimme und sah mit ihren thränenden Augen den verwirrten Valentin an, während Eberhard seinen Nebenbuhler um diese Thränen beneidete – nun, Herr Richter, was wollen Sie denn sagen?

– Ich will sagen, mein liebes Kind, daß alles geschehen kann, was man fürchtet, und daß es in Ihrem Alter sehr unklug gehandelt ist, wenn man daran denkt, sein Leben an das eines Soldaten im Kriege ketten zu wollen. Sehen Sie, unser junger Graf Rudolph ist diesen Morgen schon zurückgekehrt, folglich muß der Krieg aus sein, und wer zurückkehren kann, wird gewiß nicht säumen, zumal wenn er ein Bräutchen in der Heimath hat. Entweder hat ein solcher Soldat sein Liebchen vergessen und ein anderes gefunden, oder er hat sonst einen Grund, der ihn hindert – –

Des Richters Rede ward durch das hastige Oeffnen der Thür unterbrochen. Aller Blicke wandten sich dahin.

Ein junges Mädchen stürzte in fröhlicher Hast herein, denn seine Blicke leuchteten vor Freude und Lust, wie die eines Boten, der gute Nachricht verkünden will.

– Röschen, Röschen! rief Marie und stürzte der Freundin entgegen, die in diesem Augenblicke erstaunt den Besuch betrachtete. Röschen, wo ist Konrad?

– Mein Bruder? fragte die Eingetretene verwundert. Weißt Du es schon?

– Also hast Du Nachricht – o erzähle, wo ist er, wie geht es ihm?

– Du weißt noch nichts, meine Marie, sagte Röschen lächelnd, folge mir in meine Wohnung und Du sollst alles erfahren!

– Nein, nein, berichte hier gleich, die Unruhe tödtet mich! Röschen, wenn Du mich liebst, fügte sie mit einem Seitenblicke auf die Männer hinzu, so theilst Du mir gleich Deine Nachrichten mit.

Röschen hatte den Blick verstanden, denn sie sagte betonend:

– Nun denn, mein Bruder Konrad ist so eben angekommen!

– Gott sei Dank! rief Marie und bedeckte den Mund, der diese Botschaft gesprochen, mit glühenden Freudenküssen. Herr Ortsrichter, wandte sie sich zu Valentin, was sagten Sie doch vorhin?

– Ich sagte, stammelte der Alte, ich sagte, daß sich alles ereignen könne – und hatte ich nicht Recht? Er ist angekommen, den wir noch im Kriege wähnten! Nun, Jungfer Mündel, wir wollen Ihre Freude des Wiedersehens nicht stören, gute Nacht! Doch vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Vormund bin! Gute Nacht!

Valentin ergriff Stock und Hut und verließ das Zimmer. Der Jäger grüßte kalt die beiden Mädchen und folgte seinem Vetter, der mit großen Schritten seinem Hause zueilte.

– Was bedeutet das? fragte Röschen verwundert – der Jäger Eberhard in Deiner Wohnung –?

– Morgen, beste Freundin, sollst Du alles erfahren – jetzt komm zu Konrad, daß ich ihn in der Heimath als

sein treues Mädchen begrüßen kann. Komm, Röschen, komm!

Wie Rehe, die den Jäger ahnen, hüpfen die beiden Mädchen über den mondbeleuchteten Dorfplatz dem gegenüberliegenden Hause zu, dessen weiße Mauer das milde Licht des Himmels wiederstrahlte.

In der dunkeln Thür öffneten sich zwei Arme und empfingen die bebende Marie, die Röschen mit Absicht vorangehen ließ.

– Konrad!

– Marie!

3.

Es war Sonntagabend. Ruhig und schwül lag er auf dem Dorfe, und der Horizont im Westen, wo gestern das heiterste Abendroth prangte, kündigte heute ein heranziehendes Gewitter an. Vor den Häusern saßen in ihrem Sonntagstaate Männer, Weiber und Kinder und unter den breiten Linden vor den Thüren hatten sich Gruppen junger Burschen und Mädchen versammelt, um zu plaudern und zu scherzen.

Wie die Menschen, schien auch die Natur den Tag des Herrn zu feiern, denn es lag eine ernste Stille über der ganzen Gegend ausgebreitet, die durch das Drückende der Luft noch vermehrt wurde.

Von dem Kirchthurme herab verkündete die Glocke die siebente Stunde, als zwei Jäger aus dem Dorfe traten und

einen Fußpfad einschlugen, der über eine Wiese dem nahen Walde zuführte. Den einen von ihnen kennt der Leser bereits, es war Eberhard, des Ortsrichters Neffe. Der andere war ein kurzer, stämmiger Mann von ungefähr zwei und dreißig Jahren, mit breiten Schultern, kurzem Halse und einem dicken, runden Kopfe, den ein krauses, schwarzes Haar bedeckte. Sein Gesicht war voll und breit, mit Blattnarben besät und von schmutzig rother Farbe. Seine Augen hatten mit denen eines Schweines große Aehnlichkeit, sie waren geschlitzt, grünlich grau und von starken buschigen Brauen bedeckt. Die Kleidung dieses Mannes war dieselbe Jägeruniform, die Eberhard trug.

Schweigend gingen sie über den Wiesenplan, der mit halb trockenen Heuhaufen bedeckt war und einen angenehmen Kräutergeruch verbreitete. Als sie die erste Eiche des beginnenden Waldes erreicht hatten, blieb Eberhard plötzlich stehen und sah nach dem Dorfe zurück, das nach und nach durch Bäume und Hecken den Blicken entchwunden war. Sein Gefährte sah ihn mit einem grinsenden Lächeln an.

– Du wunderst Dich wohl über die Hochzeit, Eberhard, sagte er mit heiserer Stimme – von der heute den ganzen Tag in unserm lieben Dörflein die Rede war? Ich muß Dir bekennen, daß ich mich auch ein wenig darüber gewundert habe.

– Graff, antwortete der junge Jäger, wenn Du mich nicht ärgern willst, so sprich nicht davon – ich denke an ganz andere Dinge!

– Ah, ich verstehe, rief Graff, Du denkst an das Spiel!

– An das Spiel! Womit soll ich spielen?

– Nun, Du hattest doch vorgestern noch Geld?

– Vorgestern und heute! sagte Eberhard mit gerunzelter Stirn – dazwischen liegt ein ganzer Tag!

– Was ist geschehen? fragte Graff, indem er den Arm seines Freundes ergriff, und ihn veranlaßte, langsam den Weg fortzusetzen.

– Alles Geld, was Du vorgestern bei mir sahest, habe ich verspielt. Ich setzte hoch, weil ich viel gewinnen wollte.

– Verspielt? lachte der dicke Jäger.

– Ich habe diesen Monat ein besonderes Unglück!

– Sage nicht Unglück, Eberhard, der Ausdruck ist falsch.

– Was trägt denn die Schuld an meinem Verluste?

– Deine Ungeschicklichkeit, mein bester Freund! Wie kann ein gescheuter Mensch sich mit Spielern von Profession einlassen – o wie dumm!

– Wie, rief Eberhard, so bin ich wohl gar der Geprellte gewesen?

– Das ist leicht möglich! gab Graff kalt zur Antwort.

– Und Du hast mich nicht gewarnt?

– Was Du da verlangst, Freund Eberhard! Jene sind so gut meine Freunde, als Du!

– Also solche Freunde hast Du! rief der junge Jäger im Tone des Vorwurfs.

– Auch solche, antwortete trocken der Freund, denn es ist mein Grundsatz, mit Leuten von allen Gesinnungen Bekanntschaft zu pflegen. Und außerdem hast Du ja häufiger Gelegenheit, Deine Revanche zu nehmen, als jene armen Teufel.

Die beiden Freunde hatten während dieses Gesprächs ein dichtes Haselgesträuch erreicht, das wie ein Bosquet rechts und links zur Seite stand. Einzelne Eichen ragten daraus empor und verhüllten die Aussicht auf das Firmament, so daß auf dem Waldwege schon starke Dämmerung herrschte. Nirgends regte sich ein Blatt in den Zweigen, nur dann und wann flatterte ein Vogel aus dem Dickicht auf, den die Schritte der Männer in seinem Verstecke erschreckt hatten.

– Du sprichst von Revanche, Graff – begann nach einer Pause der Revierförster wieder – was nützt mir die Gelegenheit dazu, wenn mich auf Tritt und Schritt das Unglück verfolgt?

– Es giebt verschiedene Branchen, sein Glück zu machen, muß es denn immer nur das Spiel sein? Eberhard, ich dürfte nicht in Deiner Haut stecken, oder es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht in kurzer Zeit ein reicher Mann wäre. Sieh' Dich nach einem reichen Mädchen um, Freund, es giebt ja so viel Bauerdirnen, die nur deshalb noch ledig sind, weil sie keinen Bauerjungen heirathen, sondern etwas höher hinauswollen.

– Die Absicht hatte ich gestern, antwortete Eberhard, und glaubte schon, daß mir ein hübsches Mädchen mit einer einträglichen Meierei nicht entgehen könne –

– Mit einer Meierei –? Nun –?

– Der Teufel trieb wieder sein Spiel, denn die Rückkehr jenes Konrad, der so dumm war, mit unserm Grafen in den Krieg gegen die Dänen zu ziehen, vereitelte alle meine Aussichten.

– Und dies macht Dich so untröstlich? rief Graff, indem er in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß das Echo des Waldes es zurückgab.

– Wenn man keine andere Aussicht hat, allerdings! gab Eberhard düster zur Antwort.

– Bist Du ein engherziger Mensch! Giebt es nicht noch tausend andere Quellen auf der Welt, aus welcher der Kluge leicht und ohne Mühe seinen Vortheil schöpfen kann?

– Nenne mir eine solche Quelle, rief Eberhard, nenne sie mir und beweise, daß Du ein kluger Mensch bist!

Graff blieb stehen und sah seinen düstern Freund einen Augenblick an, dann sagte er halb laut, als ob er fürchtete gehört zu werden:

– Geh hinaus auf die Landstraße – prüfe die glücklichen Leute – beschäftige Dich mit den Reichen – es giebt ja so viel Gewerbe – die Erde ist groß – das Feld ist weit – eine einzige goldne Erndte, und Du bist ein gemachter Mann!

– Ja, antwortete Eberhard in einem dumpfen Tone, ich bin ein gemachter Mann, weil ich auf dem Punkte stehe, mich entweder in den Teich zu stürzen, oder eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

– Mein Gott, sagte Graff lächelnd, wie kann man auf solche abgeschmackte Gedanken gerathen! Bist Du denn so entsetzlich in das Mädchen verliebt, das Dir jener Konrad vor der Nase wegschnappt?

– Nein!

– Nun, was ist es denn, was Dich so mächtig erschüttert?

– Ich schulde in der Stadt eine bedeutende Summe, deren Zahlungsfrist bereits abgelaufen ist.

– So laß sie laufen, was kümmert es Dich!

– Sehr viel, Graff, denn es ist eine Wechselschuld.

– O Du dummer Teufel! Wie kann ein vernünftiger Mensch einen Wechsel unterschreiben?

– Man gab mir Zeit, fuhr Eberhard fort, weil ich die sicherste Hoffnung auf die Heirath hegte; diesen Morgen aber schrieb mir ein Freund, daß ich jeden Tag gewärtigen könne, bei Wasser und Brod in das Schuldgefängniß gesperrt zu werden, denn mein Gläubiger habe bereits bei den Gerichten darum nachgesucht.

– Komm, rief Graff und zog den Förster mit sich fort, die Sache wird so schlimm nicht werden, als Du denkst! Schlagen wir diesen Weg nach dem Wirthshause ein, wir wollen einen Schoppen zusammen trinken, vielleicht giebt uns der Wein einen gesunden Rathschlag, der uns wieder flott macht! Komm, Freund Eberhard, und verliere den Kopf nicht!

– Du hast Recht, rief Eberhard mit glühenden Augen, denn in diesem erbärmlichen Leben sind ja doch nur die

Augenblicke glücklich, wo der Verstand zum Teufel geht.
Komm, ich folge Dir!

– Recht so, Freund, wir wollen die Grillen verplaudern und vertrinken!

Singend, daß der Wald wiederhallte, zogen sie Arm in Arm den Fußweg fort, der nach zehn Minuten auf einen Platz mündete, auf welchem ein einsames Häuschen stand. Es ward von einem alten Jäger bewohnt, der Getränke und Speisen im Sommer feil bot, weil es an der Straße lag, welche von den Reisenden am häufigsten gewählt wurde, um den Brocken zu besuchen.

Jauchzend, als ob ihnen das größte Glück begegnet, traten die beiden Männer ein und forderten lärmend von dem besten Weine. In einem Zimmer, dessen niederes Fenster nach dem Waldplatze hinausging, setzten sie sich an einen Tisch und begannen wacker zu zechen, wobei Graff Anecdoten und Schnurren erzählte, über welche Eberhard, dem nach und nach der Wein zu Kopfe stieg, aus vollem Herzen lachte und Heirath und Schulden vergaß.

Der Abend war während dieser Zeit völlig herein gebrochen, im Westen zogen sich die Gewitterwolken immer drohender zusammen, im Osten aber stieg der Mond herauf und beleuchtete mit seinem melancholischen Lichte den schweigenden, duftenden Wald.

In der Unterhaltung der beiden Jäger war eine Stockung eingetreten, denn Eberhard's schwerer Kopf hatte sich auf den Tisch gesenkt und schien dem Weine und der

drückenden Schwüle völlig zu unterliegen. Graff betrachtete durch das geöffnete Fenster die prachtvolle Abendlandschaft. Das Zimmer war dunkel und in den übrigen Räumen des einsamen Hauses regte sich kein Laut, da diesen Abend die beiden Jäger die einzigen Gäste waren.

Plötzlich hörte Graff ein Gespräch in dem Walde. Er lauschte. Es schien unter Leuten stattzufinden, die den Weg von dem kaum eine halbe Stunde entfernten Dorfe herkamen. Die Worte tönten laut durch den stillen Abend, aber Graff konnte sie dennoch nicht verstehen, da das gleich darauf folgende Echo sich mit ihnen mischte. Soviel vermochte er aber zu unterscheiden, daß eine der Stimmen einer Frau oder einem Mädchen angehörte.

Nach einigen Minuten sah der Jäger zwei Personen aus dem Gebüsch auf den hell erleuchteten Waldplatz treten; sie gingen langsam Arm in Arm und führten ein fröhliches Gespräch, dessen Worte Graff schon seit einiger Zeit gehört hatte. Leise zog er sich in das dunkle Zimmer zurück und begann zu lauschen.

– Weiter gehe ich nicht, Konrad, sagte die Mädchenstimme – hier ist das Wirthshaus des alten Vaters Kaspar, wir sind eine halbe Stunde von unserm Dorfe entfernt, und das Gewitter zieht immer drohender herauf.

– Wie Du willst, meine Marie, antwortete die Stimme eines Mannes. Wir wollen uns auf die Bank unter dem Fenster setzen und so lange warten, bis meine Schwester Röschen kommt. Ich hoffe, sie wird sich beeilen, wenn sie den schwarzen Himmel sieht.

– Ich an Röschen's Stelle hätte den Weg zu der Tante auch an einem andern Tage abgemacht, sagte Marie wieder – es wäre besser gewesen, wenn wir heute zusammengeblieben wären und Deine Ankunft durch eine Parthei nach dem Ilsensteine gefeiert hätten.

– Du hast Recht, liebe Marie; aber die Tante ist eine alte Frau, die meinetwegen in Sorgen ist und es gewiß nicht gut aufgenommen hätte, wenn wir mit der Nachricht von meiner Rückkehr noch einige Tage gezögert. Außerdem hat sie noch ein wichtiges Geschäft mit ihr abzumachen.

– Ein Geschäft?

– Das Dich und mich betrifft.

– Ich verstehe, flüsterte das Mädchen – ihre Einwilligung?

– Ja, Marie; und morgen gehe ich selbst hinüber, um sie persönlich darum zu bitten.

– Ach, Konrad, wenn aber der Krieg mit den Dänen wieder ausbricht?

– Mag er ausbrechen, sagte heftig der junge Mann, ich röhre keine Hand, ich bleibe bei meiner Marie und besorge die Wirthschaft.

– Wenn man Dich aber mit Gewalt zwingt?

– Man wird mich nicht zwingen, mein Mädchen, denn, noch ehe das Laub von den Bäumen fällt, bin ich Dein Mann, und wenn ich nachweise, daß die Verwaltung der Meierei auf mir allein lastet, kann mich kein Teufel zwingen, diesen erbärmlichen Krieg mitzumachen.

– Du sahest auch viel besser aus, als Du den Soldatenrock abgelegt und Deine gewöhnlichen Kleider wieder angezogen hattest, und vorzüglich stand Dir die alte Feldmütze schlecht. Da lobe ich mir den schwarzen Hut, rief lächelnd das junge Mädchen – Du siehst noch einmal so hübsch darin aus.

– Und wie werde ich erst aussehen, antwortete Konrad, wenn das rothe Bräutigamsband daran flattert!

– Das wollen wir gleich einmal probiren! rief Marie, indem sie dem jungen Manne den Hut vom Kopfe nahm.

– Nun, was willst Du mit dem Hute?

– Gieb Acht, Konrad!

Mit einer leichten Handbewegung hatte Marie ein rothes Band von ihrem schwarzen Mieder abgelös't, das auf der Brust eine große Schleife bildete, und schlang es um den Hut, den sie auf ihren Knien hielt.

– So, sagte sie fröhlich und setzte dem Geliebten den Hut wieder auf das Haupt – so sieht ungefähr der Hut eines Bräutigams aus – schade, daß das Band keine längern Schleifen hat!

– Marie, rief der entzückte Konrad, dieses Band gebe ich Dir nicht zurück!

– Nun, so behalte es, bester Freund, seine rothe Farbe mag Dir ein Sinnbild meiner Liebe sein!

– Und dieser Kuß mag Dir sagen, daß meine Liebe noch größer ist, als die Deinige!

– Das ist nicht wahr!

– O ja!

– O nein!

Konrad schloß das Mädchen in seine Arme und machte durch einen feurigen Kuß dem kleinen Streite ein Ende. In inniger Umarmung blieb das glückliche Paar wohl zehn Minuten lang, ohne den Lauscher am Fenster zu gewahren. Der Mond war indeß hinter den Zweigen einer Eiche hervorgetreten und beleuchtete sanft die Gesichter der beiden Liebenden, die sich schweigend ansahen und nur durch Küsse die Gefühle ihrer Herzen äußerten.

Plötzlich erklangen Schritte in dem Walde.

– Hörst Du? rief Marie; jetzt kommt Röschen. Ich werde ein wenig mit ihr zanken, daß sie so lange auf sich warten läßt.

Und wie eine Gemse flog sie über den Rasenplatz dem Waldwege zu, von woher die Schritte sich vernehmen ließen. Doch kaum hatte sie das dunkle Gebüsch betreten, als die schwarze Gestalt eines Mannes vor ihr stand. Mit einem lauten Schrei fuhr Marie erschreckt zurück und flog auf Konrad zu, der ihr nachgeeilt war.

– Was giebt es? rief der junge Mann mit kräftiger Stimme.

– Sieh' jene Gestalt – sie kommt näher! Laß uns fliehen, vielleicht ist es ein Räuber!

– Fliehen, ich? rief Konrad und vertrat dem Manne, der jetzt den Rasenplatz erreicht hatte, den Weg.

– Konrad, sagte der Fremde, bist Du es?

– Konrad ist mein Name; wer aber ist der, der danach fragt?

– Kennst Du mich nicht? flüsterte der Fremde.

– Mein Gott, ist es möglich – Sie, Herr Graf – allein hier im Walde?

– Still, mein Freund, ich habe mit Dir zu reden.

– Mit mir? fragte Konrad verwundert.

– Ich bin nur deshalb gekommen. Ich wollte Dich in Deiner Wohnung aufsuchen. – Wer ist jenes Mädchen, das bei meinem Anblicke floh?

– Es ist ja Marie, meine Braut, Herr Graf. Ach, wie wird sie sich freuen, wenn sie Sie wiedersieht – ich will sie holen!

– Konrad, wenn Du mich liebst, so sorge, daß mich niemand erkennt, auch Marie nicht.

– Um des Himmelwillen, Herr Graf, was ist Ihnen? Sie sind so bewegt – ihr Gesicht ist bleich – was ist vorgegangen?

– Du sollst alles erfahren, doch zuvor sende Marien in das Dorf zurück, ich bedarf Deiner.

– Marie soll allein zurückkehren?

– Sende einen Mann aus dem Wirthshause als ihren Begleiter mit.

– Was soll sie davon denken? wandte Konrad ein.

– Mir fällt ein, daß Du sie begleiten kannst. Laß sie einen Augenblick in das Haus treten, dann kehre zurück, ich erwarte Dich hier, um Dir ein Geheimniß anzuvertrauen.

Ohne ein Wort zu entgegnen eilte Konrad zu seiner Braut, die zitternd an der Thür des Wirthshauses stand.

– Marie, sagte er leise, gehe auf einige Augenblicke zu dem alten Kaspar hinein, dann hole ich Dich ab, und wir kehren zusammen nach Hause zurück.

– Wer ist der Fremde? fragte ängstlich das bebende Mädchen.

– Ich kann ihn Dir jetzt nicht nennen; doch fürchte nichts, die Unterredung, die er von mir wünscht, kann nur zu unserm Vortheile sein – komm in das Haus!

Konrad ergriff Marien's Arm und zog sie sanft mit sich fort, wobei er ihre Befürchtungen durch freundliches Zureden zu verscheuchen suchte. Nachdem er sie der Obhut des alten Kaspar übergeben, der sie mit herzlicher Freude aufnahm, kehrte er auf den Platz zurück.

Der Graf hatte sich auf der Bank unter dem Fenster niedergelassen und hielt sinnend seinen Kopf in beiden Händen.

Graff hatte während des Gesprächs der beiden Männer Konrads Hut mit dem Bande von der leicht zu erreichenden Bank genommen und den Schläfer am Tische geweckt.

– Eberhard, rief er leise, wache auf!

– Was giebt es, rief dieser schlaftrunken.

– Sieh diesen Hut!

– Was soll der Hut?

– Das Band, das ihn schmückt, ist von Marien, welche die einträgliche Meierei besitzt!

– Wem gehört er?

– Konrad, Deinem Nebenbuhler. Doch sei still, man nähert sich der Bank vor dem Hause.

In diesem Augenblicke, und während Eberhard den Hut zornig mit Füßen trat, näherte sich der Graf und ließ sich auf der Bank nieder. Einen Augenblick später erschien auch Konrad. Beide ahnten die Nähe der lauschenden Jäger nicht.

– Herr Graf, begann Konrad, warum geben Sie sich die Mühe zu mir zu kommen, anstatt mich auf das Schloß rufen zu lassen?

– Konrad, sagte bewegt der Graf, indem er dessen Hände ergriff, Du bist glücklich, sehr glücklich, denn Du kannst das Mädchen Deiner Liebe zu Deiner Gattin machen.

– Ja, Herr Graf, flüsterte freudig der junge Mann, ehe der Herbst das Laub auf diesen Bäumen gelb färbt, soll Marie meine Frau sein – noch im Laufe dieser Woche hätte ich um Ihre Erlaubniß nachgesucht, und nicht wahr, Sie hätten sie mir nicht verweigert.

– Habe ich Dir nicht gesagt, Freund Konrad, als wir vor zwei Monaten am Wachtfeuer lagen und von unserer Heimath plauderten, daß wir an einem Tage vor den Altar treten würden?

– O, ich weiß es noch, am andern Tage standen wir auf Vorposten – –

– Wo ich von den hinterlistigen Dänen niedergehauen worden wäre, fiel rasch der Graf ein, wenn Du nicht mit muthiger Todesverachtung mich gerettet hättest.

– Das wollte ich nicht sagen, Herr Graf, – was ich gethan, hätte jeder andere für seinen Major auch gethan.

– Konrad, rief der Graf im Tone der Verzweiflung, Konrad, ich wollte, die dänischen Bayonette hätten mich durchbohrt, daß ich nie diese Berge wiedergesehen!

– Mein Gott, was ist geschehen? Sie wollten mir ja erzählen – –

– Höre mich an, sagte seufzend der Graf, und urtheile selbst, ob mein Wunsch ein gerechter ist: man hat mich meiner Emma beraubt!

– Wie, rief Konrad, der jungen Gräfin, von der Sie stets mit so großer Liebe sprachen, so oft wir uns sahen?

– Und die ich bei meiner Rückkehr zum Altare zu führen gedachte. Während meiner Abwesenheit hat man über ihre Hand verfügt, die Familie hat bestimmt, daß sie den alten Baron von H. heirathen soll.

– Unglaublich! rief Konrad.

– Und dennoch wahr! seufzte der Graf.

– Der Baron ist ja mindestens noch einmal so alt, als Sie, Herr Graf. Die junge Gräfin Emma kann den Greis nicht lieben!

– Sie liebt nur mich, ich weiß es; ihre Familie aber will es, und das arme Mädchen muß gehorchen. Wie man mir gesagt, soll in einigen Tagen die Verlobung stattfinden.

– In einigen Tagen schon?

– Wahrscheinlich, um die Sache vor meiner Heimkehr abzumachen, die man so bald nicht vermuthet hat. Das Ganze ist das Werk des Barons, darum habe ich ihm geschrieben und ihn auf Degen gefordert.

– Herr Graf, was haben Sie gethan! rief Konrad zurückfahrend.

– Was meine Ehre erfordert! Diesen Abend neun Uhr findet das Duell in den Ruinen der nahen Abtei statt.

Graff, der am Fenster aufmerksam gelauscht, flüsterte seinem Genossen zu:

– Der Ort ist gut gewählt, denn er eignet sich vortrefflich, jemandem ungestört den Hals zu brechen!

– Aber haben Sie auch alles reiflich bedacht? wandte Konrad ein, dem das Geschick des Grafen tief zu Herzen ging – erwägen Sie, daß schon Ihr Brief genügt, Sie anzuklagen und zu verurtheilen!

– Ich trotze allem, antwortete finster der junge Graf, da ich an der Zukunft verzweifele.

– Und wenn sich der Baron nun nicht stellt und Sie anklagt, einen Anschlag auf sein Leben ausgeübt zu haben?

– Er wird sich stellen, denn er besitzt Muth.

– Und wahrscheinlich auch Kaltblütigkeit, während Sie in der größten Aufregung sind. O mein Gott, wenn er Sie tödtete! rief Konrad.

– Nein nein, fürchte nichts, ich kann mich auf meinen Arm verlassen!

– Und wenn Sie den Baron tödten oder verwunden?

– In diesem Falle, den ich fast voraussetze, zähle ich auf Dich. Höre mich an, fuhr rascher der Graf fort: Du kennst die Wohnung meines Freundes, des Oberförsters von G.?

– Ich kenne sie – eine halbe Stunde jenseits des Dorfes, am Walde –

– Dorthin gehst Du, nachdem Du Deine Marie zu Hause geleitet. Du erzählst dem Oberförster mein Duell und

bittest ihn um seine Pferde und seinen Wagen. Dann fährst Du nach dem Kreuzwege unterhalb dieses Gehölzes und erwartest mich.

– Wie, Herr Graf, ich soll nicht an Ihrer Seite stehen, wenn Sie sich schlagen?

– Nein, mein Brief kündet an, daß ich allein komme, und außerdem habe ich keinen, dem ich meine Flucht anvertrauen könnte. Bin ich einmal jenseits der Grenze, schiffe ich mich nach Amerika ein.

– Aber haben Sie denn auch Geld zur Reise?

– Ich habe alles vorbereitet, in meinem Gürtel befindet sich eine bedeutende Summe in Golde.

– Und Ihr herrliches Gut, Herr Graf, mit den einträglichen Waldungen –?

– Gehört schon lange nicht mehr mir, es ist verpfändet. Doch nun beeile Dich, sagte der Graf und stand auf, denn es ist acht Uhr und ich darf nicht auf mich warten lassen. Sei pünktlich und verschwiegen!

– O mein Gott, rief Konrad, vermag denn nichts Ihren Entschluß zu ändern –?

– Nichts in der Welt! antwortete fest der Graf. – Du zögerst und überlegst – sollte ich mich in Dir getäuscht haben? Willst Du mir den letzten Dienst nicht erweisen?

– Sie wollen es, Herr Graf – so sei es denn! Ich werde mich mit dem Gespanne an dem Kreuzwege einfinden. Gebe nur der Himmel, daß ich nicht lange auf Sie zu warten brauche!

– Konrad, kann ich auf Deine Verschwiegenheit zählen?

– Wie auf mein Bayonett in der Dänenschlacht!
– Selbst Marie wird nichts erfahren, da sie mir herzlich zugethan ist?

– Mein Wort darauf!
– Auf Wiedersehen!

Der Graf schlug seinen Mantel um die Schultern, um ein Paar Degen zu verbergen, dann verschwand er im Walde. Konrad eilte so bestürzt in das Wirthshaus, daß er nicht an den Hut dachte, den er auf der Bank unter dem Fenster hatte liegen lassen.

Nach einigen Minuten trat der junge Mann wieder aus dem Hause; er führte Marien am Arme, die ihn mit Fragen über den fremden Mann bestürmte. Aber Konrad hielt sein Wort, er gab ausweichende Antworten und verschwieg, obwohl mit schwerem Herzen, seiner Braut den Namen des Grafen und dessen Absicht. Bald hatten sie das Dorf erreicht. An der Meierei schieden sie. Marie, obgleich sie den braven Character ihres Geliebten kannte, mit sorglichem Herzen, und Konrad, den das Schicksal seines Gutsherrn kümmerte, mit klopfender Brust, denn er glaubte, zu seiner Rettung nicht früh genug auf dem Kreuzwege einzutreffen.

Als die beiden jungen Leute den Waldplatz verlassen, traten Graff und Eberhard aus dem Wirthshause. Sie wünschten dem alten Kaspar laut eine gute Nacht und verschwanden im Walde. Der Greis schloß die Thür seines Häuschens.

4.

Neun Uhr war vorüber, als die Nachtstille, welche über dem Dorfe ausgebreitet lag, durch Musik und Vivatgeschrei unterbrochen wurde. Die jungen Burschen und Mädchen zogen von der Schenke aus nach der Wohnung Valentins, um dem neuen Ortsrichter ihre Huldigungen darzubringen. In bunter Gruppe machten sie unter den Fenstern Halt, während die Musikbande mit Hörnern, Trompeten und Klarinetten einen schmetternden Marsch ausführte. Was sich dem Zuge nicht angeschlossen hatte, erschien jetzt auf dem Platze, um theils die Musik, theils die Rede des Richters zu hören, der sich in der Kirche schon als ein guter Redner bewährt hatte.

Auch Marie, die ihren Konrad noch einmal zu sehen hoffte, trat in demselben Augenblicke zu einer Gruppe junger Mädchen, als Valentin mit stolzer Miene aus dem Hause kam, einen großen Stein bestieg, der an der weißen Mauer lag, und laut und vernehmlich zu reden begann, daß der ganze Platz wiederhallte.

Die unruhige Braut hörte wenig von den begeisterten Worten des zum Ortsrichter verwandelten Schulmeisters, ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit Konrad und dem geheimnißvollen Fremden im Walde. Ueberall, wo nur Männer standen, spähte sie mit den Blicken; sie traf wohl in dem hellen Mondenscheine manches Gesicht, das ihr freundlich zulächelte, doch nicht das Gesicht dessen, den sie liebte.

Die Rede war zu Ende und die Dorfmusiker begannen einen neuen Marsch. Marie, deren Angst mit jeder Minute sich vergrößerte, obgleich sie sich keinen Grund dafür angeben konnte, entfernte sich unbemerkt von den jungen Mädchen und wollte eben in die Thür ihres Hauses treten, als die Musik plötzlich schwieg und die Menge sich neugierig nach dem Orte drängte, wo der Richter seine Rede gehalten hatte. Bestürzt blieb sie stehen und lauschte, ihr war, als ob sie eine Unglücksbotschaft von Konrad hören müßte. Diese Ahnung schien in Erfüllung gehen zu sollen, denn sie erkannte aus dem Gemurmel deutlich Röschens Stimme, die sie noch bei der Tante in dem benachbarten Dorfe wähnte. Mit ungeheurer Anstrengung faßte sie allen ihren Muth zusammen und drängte sich durch den dichten Haufen, bis sie an die Hausthür des Richters gelangte.

Hier stand Röschen bleich und athemlos vor Valentin und versuchte zu reden, Angst und Erschöpfung aber erstickten das Wort im Munde.

– Was giebt's? Was ist geschehen? hörte man Männer und Frauen rufen, indem sich alle immer näher herandrängten.

– Röschen, Röschen, stammelte Marie, indem sie die bis zum Tode erschöpfte Freundin unterstützte – um Gotteswillen, was treibt Dich hieher? Ist ein Unglück geschehen?

– Ruhe! gebot der Richter. Was führt Dich zu mir, mein Kind?

Nach einigen Minuten hatte sich Konrad's Schwester soweit erholt, daß sie zu Worte kommen konnte.

– Länger als ich dachte, sprach sie in abgebrochenen Sätzen, hielt mich ein Geschäft bei meiner Tante auf – es war Nacht, als ich bei den Ruinen der Abtei vorüberging – da höre ich plötzlich Schritte – die Angst befällt mich – aber ich setze meinen Weg fort – ich trete um die Biegung der verfallenen Mauer – da sehe ich im Mondenscheine, wie sich ein Mann gegen zwei Räuber vertheidigt – vor Angst und Schrecken verberge ich mich hinter einem Felsen, der am Wege steht – ich lausche zitternd – das Geräusch der kämpfenden entfernt sich – aber der Wind, der sich aufmacht, treibt mir den Hut eines der Mörder zu – ich raffe ihn auf – und stürze dem Dorfe zu – hier ist der Hut!

Mit zitternder Hand reichte sie Marien, die ihr zunächst stand, den Hut, den sie bisher unter der Schürze verborgen gehalten hatte. Doch kaum hat diese einen Blick darauf geworfen, als sie vor Schrecken zur Bildsäule erstarrt – sie erkennt an der Schleife das rothe Band, das sie diesen Abend als einen Beweis ihrer Liebe um Konrads Hut gewunden – es war der seinige.

Starr sah sie auf das verhängnißvolle Zeichen, bis der Richter sich seiner bemächtigte. Konrad's ausweichende, unbestimmte Antworten, sein verschlossenes Wesen, das er nach der Unterredung mit dem Fremden im Walde beobachtete, – alles stand plötzlich vor ihrer Seele, sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß der Mann, den

sie liebte, Theil an dem begangenen Verbrechen genommen habe – und Röschen, seine eigene Schwester mußte ihn verrathen.

– Also in den Ruinen der Abtei hast Du gesehen, daß ein Mensch von Raubmördern angefallen wurde? fragte der Richter.

– Ja, antwortete Röschen, die sich wieder erholt hatte, ich habe es deutlich gesehen, und jener Hut muß einem der Mörder gehören.

– Freunde, rief Valentin, der den Hut betrachtet, es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Nähe unsers Dorfes ein Raubmord stattgefunden, denn dieser Hut ist feucht von Blut. Geht in Eure Häuser und holt was Ihr an Waffen besitzt – dann seid in fünf Minuten wieder hier, wir wollen ausziehen und den ganzen Wald durchsuchen – ich als Richter stelle mich an Eure Spitze!

Die Bauern zerstoben nach allen Seiten, um der Aufforderung Valentins nachzukommen; die Frauen und Mädchen gingen erschreckt ihren Häusern zu. Auf allen Plätzen und Gassen des Dorfes hörte man ein dumpfes Murmeln und selbst Vermuthungen über die Thäter wurden ausgesprochen, die freilich nur auf berüchtigte Personen fielen.

Marie war die einzige, die Konrad in Verdacht hatte, denn sie nur allein hatte seinen Hut wiedererkannt. Aber mit männlichem Muthe verschloß sie diesen Verdacht in ihrer Brust, obgleich der Schmerz um die Verirrung des geliebten Mannes sie zu zersprengen drohete.

– Marie, fragte Röschen, indem sie den Arm der Freundin ergriff – wo ist mein Bruder Konrad?

– Ich weiß es nicht! stammelte die Arme.

– War er nicht mit hier?

– Ich habe ihn in der Menge nicht gesehen.

– Du zitterst, Marie; bist noch mehr erschreckt, als ich –? Fürchtest Du vielleicht –?

– O nein, antwortete rasch Marie, ich fürchte nichts – Deine Erzählung hat mich so mit Angst und Schrecken erfüllt, daß ich kaum zu reden vermag – das ist alles.

– Gieb Dich nur zufrieden, sagte unbefangen das muntere Röschen, man wird den Missethätern schon auf die Spur kommen, daß sie weiter keinen Schaden anrichten können. Ich freue mich, daß ich das ganze Dorf versammelt fand, und daß der Richter gleich aufbrechen kann. Sieh, dort kommt schon ein Trupp junger Leute, und dort wieder einer – o, daß sie die Bösewichter doch fingen!

Unter diesem Gespräche hatten sie Mariens Thür erreicht.

– Gute Nacht, Röschen, sagte die unglückliche Braut.

– Gute Nacht, Marie! Und was sage ich meinem Bruder?

– Ich wünschte, daß er ruhiger schlafen möge, als ich!
Gute Nacht.

Marie trat in ihr Haus und schloß die Thür. In ihrem Stübchen, wo sie allein war, brachen die lange zurückgehaltenen Thränen hervor, sie sank auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen.

Die ersten Donnerschläge des heranziehenden Gewitters ließen sich vernehmen und starke Blitze erhellt auf Augenblicke das ganze Zimmer. Auf dem Platze vor des Richters Hause war es wieder lebendig geworden, denn mehr als fünfzig Männer, mit Gewehren, Aexten und Stangen bewaffnet, hatten sich zur Durchsuchung des Waldes eingefunden.

In dem Augenblicke, als der mit einem langen Säbel bewaffnete Ortsrichter aus seinem Hause trat, vermehrte sich der kriegerische Trupp noch um zwei Köpfe – Graff, der Eberhard am Arme führte, fragte nach dem Zwecke der Versammlung, obgleich er ihn im Dorfe schon vernommen hatte. Valentin, der sich über die Ankunft der beiden waffenkundigen Männer freute, da er nichts weniger als muthig war, berichtete kurz den Vorfall.

– Wir begleiten Euch, Freunde, rief Graff. Die Gegend muß gelichtet werden von diesem Gesindel! Fort zu der Abtei!

Als Valentin von dem Hute sprach, den einer der Räuber verloren haben sollte, mußte sich Eberhard auf seinen Freund Graff stützen, er vermochte sich kaum noch aufrecht zu erhalten.

– Memme, flüsterte der Jäger ihm zu, willst Du uns verrathen? Nimm Dich zusammen, der Hut mit dem rothen Bande wälzt allen Verdacht auf Konrad, und Du kannst die Meierei noch erhalten, denn einen überführten Räuber wird die züchtige Marie nicht heirathen!

– Du hast Recht! antwortete Eberhard, dessen Hoffnung auf Mariens Besitz die Wendung der Dinge neu belebt hatte. Ich folge Ihnen, Vetter, rief er den abziehenden Bauern nach, ich will nur mein Gewehr holen, das in Ihrem Hause steht!

Nach einigen Minuten schritten die beiden Jäger an Mariens Fenster vorüber.

Bei dem Leuchten eines Blitzes sahen sie das bleiche Gesicht des armen Mädchens, das weinend über den leer gewordenen Dorfplatz blickte.

– Hast Du sie gesehen? flüsterte Graff.
– Wie es scheint, wartet sie auf Konrad, antwortete der Förster.

– Ich zweifle, daß er kommen wird.
– Und wenn er kommt? fragte zitternd Eberhard.
– Wird sie ihn diesen Abend zum letzten Male empfangen haben.

Als der Zug den Wald erreichte, brach das schwere Gewitter mit einer Gewalt los, daß die Bäume in lichten Flammen zu stehen schienen und die Berge von den kurz aufeinander folgenden Donnerschlägen wiederhallten.

Marie saß die ganze Nacht am Fenster und weinte.

5.

Ein heiterer Morgen stieg aus dem Nebelschooße der Nacht, Flur und Wald, erquickt durch den Gewitterregen, sandten einen balsamischen Duft in das Lichtmeer, das in glänzenden Strahlen über der Landschaft wogte. Die bekümmerte Marie, bleich und mit rothgeweinten Augen,

verließ ihr Haus und ging durch den duftenden Garten einer dichten Laube zu, die am äußersten Ende desselben lag. Langsam ließ sie sich auf der Holzbank nieder und stützte ihr brennendes Köpfchen in die hohle Hand, während die Augen sich starr auf den freundlichen Kirchturm richteten, der jenseits des Gartenzaunes hinter einer Gruppe Linden emporragte.

Marie hing mit warmer, treuer Liebe an dem Manne, von dessen Verbrechen sie die deutlichsten, unläugbarsten Beweise gehabt. Was kann ihn dazu bewogen haben? hatte sie sich tausendmal während der schlaflos verbrachten Nacht gefragt. Sie gab sich seine Armut als einen Grund an, seinen Ehrgeiz, ein kleines Vermögen ihr zuzubringen – aber stets verwarf sie ihn wieder, wenn sie daran dachte, daß sie selbst eine gut gehaltene Meierei besäße, von deren Ertrage ihr künftiger Gatte leben könne. Nein, rief sie aus, die Liebe zu mir hat ihn nicht zum Verbrecher gemacht, er muß eine andere Veranlassung gehabt haben. Hätte er mich wahrhaft geliebt, so mußte er seine Ehre rein und makellos erhalten, da sie jetzt schon die meinige ist. Konrad, Du hast Deine Marie verrathen!

Seufzend senkte sie das bleiche Gesicht auf die wogende Brust herab und das trübe Auge richtete sich auf den mit gelben Kiessand bestreuten Boden, wo Konrad ihr gestern Nachmittag mit einem Stocke den Plan der Schlacht gezeichnet hatte, in der er dem jungen Grafen Rudolph das Leben gerettet.

Unwillkührlich einen Schrei ausstoßend, legte sie beide Hände vor die Augen, als der Gedanke in ihr aufstieg: wäre er doch eines ehrenvollen Todes gestorben! – das arme Mädchen liebte Konrad noch, selbst als einen Verbrecher.

Ein Geräusch von Schritten weckte die Sinnende. Sie schlug die Augen auf und sah Röschen, die heiter und froh durch die Wege des Gartens der Laube zueilte.

– Sie kennt das Verbrechen des Bruders nicht, flüsterte sie vor sich hin – wenn es von mir allein abhängt, soll sie es nie erfahren – ja, ja, weder sie noch sonst ein Mensch in der Welt!

– Guten Morgen, Marie! rief Konrad's Schwester schon aus, noch ehe sie die schattige Laube erreicht hatte. Man sagte mir, Du wärst in den Garten gegangen, um nachzusehen, ob der Sturm dieser Nacht keinen Schaden angerichtet und nun finde ich Dich träumend in der Laube – was hast Du denn? Ist ein kleiner Streit zwischen Dir und Konrad vorgefallen? Schon gestern Abend kamst Du mir niedergeschlagen vor – heute sehe ich, daß Du wirklich traurig bist, und meinen Bruder vermisste ich auch --

– Röschen, fragte Marie mit ängstlicher Neugierde – glaubtest Du Deinen Bruder hier zu finden?

– Ei freilich! Wo denn sonst?

– Hast Du ihn diesen Morgen noch nicht gesehen?

– Nein, er ist diese Nacht nicht zu Hause gewesen!

Erbleichend wandte sich Marie ab, Röschen brachte ihr einen neuen Beweis von Konrad's Verbrechen.

– Laß Dich das nicht erschrecken, fuhr Röschen unbefangen und theilnehmend fort – er hat gestern Abend uns sagen lassen, daß wir nicht auf ihn warten sollten, da ihn ein wichtiges Geschäft von Hause fern halte. Diesen Morgen nun, dachte ich, würde sein erster Weg zu Dir sein, und das ist auch ganz in der Ordnung, denn die Braut geht der Schwester vor.

Mit den letzten Worten hatte sich Röschen an Marien's Seite gesetzt und begann ihr in das trübe Auge zu sehen.

– Ich weiß nicht, wo Dein Bruder ist, antwortete Marie, ihre Bewegung verbergend – vielleicht drängt es ihn nicht so sehr mich zu sehen, als Du glaubst. Er ist im Kriege gewesen, unter rohen Soldaten – er hat schlechte Beispiele vor Augen gehabt – dies alles kann das Herz eines braven Menschen schon verderben.

– Wie, rief Röschen entrüstet, Du hältst meinen Bruder für ungetreu? Nein, Marie, so tief ist mein Bruder nicht gesunken, selbst wenn er im Kriege unter lauter schlechten Menschen gewesen wäre! Doch sei nur ruhig, er wird und muß kommen, ich kenne ihn besser und setze durchaus kein Mißtrauen in ihn. Auch unser neuer Ortsrichter wundert sich, daß er diese Nacht nicht mit ausgezogen ist, die Räuber zu verfolgen.

– Nun, was hat man entdeckt? fragte eifrig Marie.

– Nichts! An dem Orte, den ich bezeichnet, hat man eine Menge Laub und abgebrochener Zweige gefunden – das ist alles. Daß übrigens eine Rauferei dort stattgefunden, ist klar – aber von Blutspuren war nichts zu sehen,

es ist wahrscheinlich nur eine einfache Plünderung gewesen.

– Röschen, ist das nicht genug? Einen Straßenraub bestraft das Gesetz mit dem Tode – und wenn auch nicht, so ist die Schande mindestens dasselbe.

– Ei, das will ich meinen, Marie! Der Ortsrichter will auch durchaus einen hängen lassen. Diesen Morgen ganz früh war er schon bei mir und plagte mich mit verschiedenen Fragen. Unter andern: ob ich nicht in der Angst einen Busch für Räuber angesehen hätte? O nein, Herr Valentin, meine Augen sind nur zu gut, ich habe ganz deutlich gesehen, was ich berichtet. Aber denke Dir, noch deutlicher habe ich die ganze Geschichte im Traume gesehen. Mir hat die ganze Nacht hindurch nur von Räubern geträumt – Marie, Marie, rief sie plötzlich, indem sie mit dem Finger nach einem Hügel deutete, der sich dicht am Gartenzaune erhob – sieh' dorthin – habe ich nicht Recht gehabt?

Beide Mädchen blickten schweigend nach dem bezeichneten Orte: Röschen mit Verwunderung, Marie mit Entsetzen, denn sie sahen Konrad mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte den Fußpfad herabkommen, der von dem Hügel zu einer kleinen Thür in dem Gartenzaune führte, die in der Regel geöffnet war, da sie den Knechten und Mägden einen nähern Weg in das Feld bot.

Nach einer Minute war der junge Mann so nahe gekommen, daß Marie deutlich seine Kopfbedeckung wahrnehmen konnte – er trug statt des Hutes eine Tuchmütze mit einem Lederschirme.

– Es ist Konrad, sagte sie zitternd.

– Was ihm nur begegnet sein mag? fragte Röschen. Er ist sonst stets so fröhlich, und diesen Morgen – –

– Röschen, willst Du mir gefällig sein?

– Gern!

– Ich vermuthe, Dein Bruder kommt zu dieser Laube – wir wollen uns ein wenig zurückziehen, um ihn in seinem Nachsinnen nicht zu stören.

– Ich wette, antwortete lächelnd Röschen, Ihr habt einen kleinen Streit gehabt – –

– Komm, liebe Freundin, komm!

Röschen ward in ihrer ersten Meinung bestärkt, deshalb ließ sie sich unter leisem Gelächter von Marien aus der Laube hinter einen nahen Fliederbusch ziehen, der sie dem Ankommenden völlig verbarg.

Kaum hatten die beiden Mädchen ihr Versteck erreicht, als Konrad die Gartenthür öffnete, langsam durch den Weg ging und sich in der halb dunkeln Laube niederließ.

– Weiter kann ich nicht, murmelte er leise vor sich hin. O mein Gott, welch' eine schreckliche Nacht! und immer noch keine Nachricht – ich habe mit meinem Wagen vergebens auf dem Kreuzwege gewartet. Diesen Morgen schon durchsuchte ich die Ruinen und den Wald – nirgends eine Spur von meinem armen Grafen. Was wohl aus ihm geworden ist? Ob sie sich geschlagen haben? – Fürchterliche Ungewißheit – und niemandem darf ich mich mittheilen!

– Verstehst Du, was er mit sich selbst redet? fragte bebend die arme Marie ihre Freundin.

– Nein.

– Er seufzt.

– Vielleicht quält ihn sein Gewissen, sagte Konrad's Schwester mit einem leichten Lächeln.

– Sein Gewissen? fuhr Marie erschreckt empor.

– Still, er redet wieder!

– Und Marie – fuhr Konrad in seinem Selbstgespräche so laut fort, daß es die Mädchen deutlich verstehen konnten – was wird die arme Marie über meine Abwesenheit denken? Schon gestern Abend ward sie traurig, als ich ihr keine genügende Antwort auf ihre Fragen geben konnte –!

Länger vermochte sich Röschen nicht zu halten; sie entwand sich der zurückhaltenden Hand der Freundin und stand mit zwei Sprüngen vor dem überraschten Konrad.

– Du willst wissen, was Marie über Deine Abwesenheit denkt? rief sie laut.

– Röschen!

– Sie denkt, wie ich: daß es von einem Bräutigam, der nächstens Hochzeit zu machen gedenkt, durchaus nicht liebenswürdig ist, sich eine ganze Nacht zu entfernen, und niemand weiß, wohin!

In diesem Augenblicke trat auch die bleiche Braut heran und richtete schweigend ihre vorwurfsvollen Blicke auf den jungen Mann.

– Marie, rief er aus, ich ward wider meinen Willen die ganze Nacht abgehalten – kannst Du mir verzeihen?

– Ich soll Dir verzeihen, Konrad? antwortete sie schmerzlich. Frage Dein Gewissen!

– Röschen, Marie, fragte der junge Mann mit verstörten Blicken – hat man ihn diesen Morgen im Dorfe gesehen?

– Wen?

– Unsern jungen Grafen Rudolph!

– Nein. Doch was willst Du von dem Grafen? fragte Röschen erstaunt.

– Ich muß ihn sehen, ihn sprechen, damit ich endlich aus dieser fürchterlichen Ungewißheit komme!

Marie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, denn sie glaubte, er wolle dem Grafen sein Verbrechen gestehen, daß ihm mit Centnerlast auf dem Herzen zu liegen schien. Auch Röschens Verdacht ward erweckt, je länger sie den Bruder ansah, es mußte doch wohl etwas mehr sein, das ihn quälte, als ein kleiner Liebeszwist.

– Konrad, rief sie ängstlich, was ist denn geschehen – Du bist ja ganz bestürzt?

– Man hat mir ein Geheimniß anvertraut, das mir Sorgen macht –!

– Ein Geheimniß? darf Deine Braut und Deine Schwester dieses Geheimniß nicht wissen?

– Fragt mich nicht, ich bitte Euch – denn ich kann es keinem in der Welt mittheilen!

– O ich unglückliches Mädchen! schluchzte Marie und sank laut weinend auf die Bank in der Laube.

– Marie, Marie! rief Konrad, eilte bestürzt zu dem weinenden Mädchen und wollte es durch freundliches Zureden beruhigen; dieses aber hielt ihn mit der Hand zurück und fuhr fort laut zu weinen.

– O mein Gott, sagte Röschen mitleidig, die Angst wird sie noch krank machen!

– Angst? O sage schnell, was macht ihr Angst?

– Nun der Raubanfall in den Ruinen der Abtei.

– Nicht möglich! rief Konrad und starrte die Schwester an. Röschen, weiß man schon darum?

Der junge Mann hatte diese Worte mit einer Angst gesprochen, daß Marien das Herz erbebte, denn sie waren das letzte vollgültige Zeugniß seiner Schuld.

– Konrad, Konrad, fragte sie mit bebender Stimme, weißt Du um den Vorgang in den Ruinen?

Doch ohne sich um diese an ihn gerichteten Worte zu kümmern, ergriff er beide Hände seiner Schwester und rief in einem dringenden, bittenden Tone:

Röschen, wenn Dir mein Glück, meine Ruhe lieb ist, o so sage mir alles, was Du weißt – sprich, sprich!

– Nun ja; aber laß meine Hände los, Du drückst sie ja so fest zusammen, daß sie schmerzen.

– Was weißt Du denn von den Ruinen?

– Was ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß ein fürchterlicher Kampf dort stattgefunden, wobei ein Mann am Boden lag – dann lief ich in das Dorf und rief um Hilfe – man eilte in die Abtei, aber man hat nichts gefunden.

– Und das alles hast Du selbst gesehen?

– Mein Gott, ja! Der Mann am Boden war in Uniform, denn seine Epaulettes blitzten im Mondenscheine.

– Schweig, Mädchen, rief Konrad erschreckt – um Gotteswillen, kein Wort mehr!

– Warum denn?

– Weil das Leben eines Menschen davon abhängt!

Marie war wieder auf die Bank gesunken und verfolgte mit starren Blicken jede Bewegung Konrad's, ihr Ohr verschlang jedes seiner Worte.

– O mein Gott, murmelte der junge Mann vor sich hin – wer mag der Ueberwundene sein? Ist er todt, oder noch am Leben? Und wo ist er? – Wenn ich mich an seinen Gegner wende?

– Mensch, rief Röschen erschreckt über das Wesen des Bruders – was sinnst Du? Hast Du denn Deinen Verstand verloren?

– Laß mich, ich muß Gewißheit haben, es koste was es wolle!

– Wohin willst Du?

– Ich kehre bald zurück – jetzt laßt mich – mir brennt der Boden unter meinen Füßen!

Wie ein Sinnverirrter, der von seiner Umgebung nichts mehr weiß, stürzte der arme Konrad aus der Laube der Gartenthür zu, durch welche er eingetreten war. Doch ehe er sie erreicht hatte, trat keuchend der Ortsrichter Valentin ein.

– Halt! rief er dem Flüchtigen zu und versperrte ihm den Weg einen Augenblick.

– Ich kann nicht! rief Konrad.

– Sie müssen warten, entgegnete der erhitzte Ortsrichter, ich habe mit Ihnen zu reden!

– Was wollen Sie? reden Sie schnell!

– Nur ein Wort! Kennen Sie diesen Hut? fragte Valentin, indem er den Hut mit dem rothen Bande unter seinem Rocke hervorholte und ihn Konrad zeigte.

– Gewiß, er ist ja der meinige! war die rasche, unbefangene Antwort.

– Wie, was? stotterte der Richter, Ihr, Dein Hut?

– Nun ja! Das rothe Band, das ihn schmückt, hat mir Marie geschenkt – warum fragen Sie? Was soll der Hut?

– Und Du bekennst, daß er Dir gehört?

– O mein Gott, ich vergaß meinen Weg! rief Konrad und wollte fort.

– Halt! rief der Richter, indem er den Arm des Eilenden ergriff.

– Hinweg! Hinweg! wiederholte der junge Mann und stürzte durch die Gartenthür in das Feld.

Das laute Weinen und Schluchzen der beiden Mädchen erfüllte jetzt die Laube und brachte den verblüfften Valentin wieder zur Besinnung.

– Haltet ihn! Haltet ihn! schrie er mit seiner sonoren Stimme, daß der Garten wiederhallte. Haltet ihn, er ist verdächtig!

– Wo ist mein Bruder? fragte Röschen.

– Fort, über alle Berge! Ihr müßt zeugen, Kinder, was er selbst gestanden hat. Ha, meine Ahnung! Also ihm gehört der verhängnißvolle Hut. Jetzt will ich dem Herrn Landrath beweisen, daß ich ein geborener Ortsrichter

bin. Die Landgensd'armen sollen satteln und den Flüchtling einholen!

– Gerechter Gott! rief Röschen und stürzte dem Bruder nach, ohne sich weiter um die Zurückbleibenden zu kümmern.

– Auf Wiedersehen, Jungfer Marie! sagte höhnisch der Richter. Sie haben einen braven Bräutigam!

Marie konnte nicht mehr weinen; aber die Blässe des Todes bedeckte ihr liebliches Gesicht und aus dem Auge strahlte ein unheimlicher Glanz.

– Herr Valentin, sagte sie mit fester Stimme, ich muß mit Ihnen reden – bleiben Sie!

– Wenn ich den Missethäter gefänglich eingebracht! antwortete der Richter und wollte den Garten verlassen.

– Nein, jetzt auf der Stelle!

– Ah, sie ist klug, Jungfer, sie will mich hier noch halten, daß ihr wackerer Konrad erst entwischen kann – o nein, so leicht läßt sich Valentin nicht fangen.

– Sie müssen bleiben! sagte fest Marie und zog den Widerstrebenden mit Gewalt zur Laube.

– Mädchen, soll ich auch gegen Dich das Gesetz in Anwendung bringen? Du vergreifst Dich an Deiner Obrigkeit? Wie mir scheint, weißt Du um das Bubenstück Deines Liebhabers?

Diese Worte des hartherzigen Alten, in dessen Brust sich eine teuflische Schadenfreude regte, öffneten die erstarnten Thränenschleusen des armen Mädchens wieder, laut weinend sank es auf die Knie und streckte beide Hände bittend empor.

– Gnade! Gnade! rief sie aus – rauben Sie mir die letzte Hoffnung nicht, welche dieser fürchterliche Augenblick in mir angefacht – ich weiß nichts von dem Vorfalle in den Ruinen!

– Nun, mein Kind, was gedenkst Du denn zu thun?

– Ich will ihn vom Tode retten!

– Doch nicht mit meiner Hülfe? Ich bin der Ortsrichter!

– Hören Sie mich erst an!

– Nein, nein, mein Amt verbietet es mir! Ein Verbrecher ist der Gegenstand meines glühendsten Hasses!

– So haben Sie Mitleid mit Ihrer armen Mündel, der Sie Vater zu sein gelobt haben!

– Ich lege die Stelle eines Vormunds nieder. Mit einem Mädchen, das einen Verbrecher liebt, mag ich nichts zu schaffen haben!

– O mein Gott, sprechen Sie doch in einem so fürchterlichem Augenblicke nicht von Liebe!

– Meinen Neffen, der ein braver Bursche ist, und Dich von Herzen liebt, hast Du verschmäht – ja, ja, fügte der Richter grinsend hinzu, das glaube ich wohl, der ehrliche Konrad verdient in jeder Beziehung den Vorzug. Mädchen, die Schmach, die Du mir und ihm angethan, wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden!

Als ob ihr plötzlich ein rettender Gedanke gekommen, erhob sich Marie und sah unter Thränen lächelnd den Ortsrichter einen Augenblick an, der mit höhnenden Mienen das rothe Band an Konrad's Hute betrachtete. Das größte Opfer, das je die Liebe gebracht, wollte Marie bringen.

– Herr Valentin, sagte sie in einem schmerzlich freudigen Tone – Sie sagen, Ihr Neffe Eberhard liebt mich –

– So sagte er mir gestern – –

– Hören Sie mich an, bis jetzt sind Sie der Einzige, der außer mir und Röschen das fürchterliche Geheimniß dieser Nacht kennt – beobachten Sie ein ewiges Stillschweigen darüber und stellen jede Verfolgung gegen den unglücklichen Konrad ein, so daß er mit seinem schuldbeladenen Gewissen aus dem Lande fliehen kann und sein Andenken der Schande nicht anheim fällt – so werde ich öffentlich bekennen, daß ich Ihren Neffen liebe und werde ihm meine Hand reichen. – Nehmen Sie mein Leben – ist Konrad gerettet, will ich gern sterben!

Valentin's Gerechtigkeitsliebe erhielt durch diesen Vorschlag der verzweifelnden Marie einen gewaltigen Stoß; nicht aus Mitleid mit dem blassen, schönen Mädchen, nicht um die Neigung seines Neffen zu befriedigen, sondern weil sein Geiz auf ein einträgliches Geschäft hoffte, ergriff er ihre Hand und führte sie zu der Bank.

– Marie, sagte er in einem ruhigen Tone, es freut mich Ihretwegen, daß Sie endlich zur Erkenntniß gelangen und sich von diesem schlechten Menschen lossagen, der schon als Knabe kein gutes Gemüth verrieth. Damit Sie Ihre Ehre retten können und weil ich Ihr Vormund bin, will ich die Obrigkeit hintenansetzen und auf Ihren Vorschlag eingehen.

– Sie wollen es? rief Marie.

– Hier ist meine Hand. Da am Orte des Verbrechens sich nichts ergeben, glaube ich für die Bewahrung des Geheimnisses einstehen zu können.

– Der Himmel lohne es Ihnen! sagte weinend das arme Mädchen.

– Doch noch eine Bedingung habe ich zu stellen, fuhr der Richter nach einer Pause fort, in der er den wohlgepflegten, ausgedehnten Garten und das freundliche Wohnhaus betrachtet hatte.

– Was wollen Sie noch? flüsterte Marie.

– Nach dem neuen Gesetze ist die Civilehe in unserm Lande eingeführt und seit acht Tagen rechtsgültig – ich verlange, daß Sie heute noch den Ehecontract mit meinem Neffen unterzeichnen, wie ich ihn Ihnen vorlege.

– Mein Leben ist in Ihrer Hand, war die resignirte Antwort, ich füge mich allem, wenn Konrad vor Entehrung gesichert bleibt.

– Daß er es bleibt, liegt eben so gut in meinem als in Ihrem Interesse – jetzt folgen Sie mir in das Haus und fassen Sie sich, liebe Mündel, vergessen Sie die verflossene Nacht und den unwürdigen Konrad, der wahrscheinlich in Amerika sein Glück weiter versuchen wird – wenigstens werde ich ihm den Rath ertheilen, wenn er es wagen sollte, sich wieder sehen zu lassen.

Am Arme des entzückten Ortsrichters betrat Marie, bis zum Tode erschöpft, ihr kleines Stübchen, wo sie in dumpfer Verzweiflung den Vormittag verbrachte.

Valentin, der kaum die Zeit erwarten konnte, seine Habsucht zu befriedigen, nahm sogleich mit seinem Nefen Eberhard Rücksprache, der ihm entgegenkam, als er sein Haus betreten wollte. Der junge Wüstling setzte den Vetter von seiner Wechselschuld in Kenntniß, und dieser versprach, sobald der Ehecontract unterzeichnet sei, die Summe nach der Stadt zu senden.

Um drei Uhr Nachmittags ward der Contract unterzeichnet, Marie ließ sich leiten wie ein willenloses Kind.

6.

Um dieselbe Zeit, als in Mariens Wohnung der Ehecontract unterzeichnet ward, erreichte Konrad, der um das Leben seines Gutsherrn in der größten Sorge war, den prächtigen Edelhof des Barons von H. Von diesem, als dem Gegner des Grafen, hoffte er Gewißheit über das Schicksal desselben zu erhalten, da man ihm auf dem Schlosse berichtet hatte, der junge Herr sei seit gestern Abend nicht sichtbar gewesen.

Durch einen Diener ließ er sich dem Baron melden.

– Sie können eintreten, war die Antwort.

Mit klopfendem Herzen öffnete Konrad die hohe Flügelthür eines Pavillons, der von hohen Kastanien beschattet ward, und trat in einen geräumigen, kühlen Saal. Doch kaum hatte er einen Blick in denselben geworfen, als er einen lauten Freudenschrei ausstieß: der junge Graf Rudolph saß mit dem alten Baron in einem Sopha, seine Ankunft schien ein vertrauliches Gespräch der beiden Männer unterbrochen zu haben.

– Konrad! Konrad! rief der Graf und stellte den Angekommenen dem Baron als seinen Lebensretter vor.

– Herr Baron, sagte Konrad, ich habe nicht mehr nöthig, Sie mit einer Unterredung zu belästigen – sie betraf den Herrn Grafen, meinen Major, über dessen Schicksal ich in Ungewißheit schwebte.

– Bleibt, Kinder, und besprecht, was nöthig ist – mich rufen Geschäfte zu meinem Haushofmeister, der schon den ganzen Tag vergebens nach mir verlangt hat – bleibt und erleichtert Eure Herzen.

Mit diesen Worten verließ der Greis den Saal, nachdem er dem jungen Grafen freundlich die Hand gereicht.

– Ach, Herr Graf, rief Konrad, ich vermag meine Freude nicht in Worten auszudrücken – darf ich denn meinen Augen trauen? Sie – an der Seite Ihres Gegners? Und keiner von Ihnen verwundet –!

– Wer weiß, ob ich noch am Leben wäre, antwortete lächelnd der Graf, wenn der Baron um einige Minuten später auf dem Kampfplatze erschienen wäre!

– Der Baron? rief Konrad erstaunt.

– Kein anderer! Die beiden Banditen, welche ich unglücklicherweise nicht erkennen konnte, sind lebensgefährliche Bösewichter. Nachdem sie mich bestohlen hatten, wollten Sie mich auch noch ermorden. Ich vertheidigte mich aus allen Kräften, die Räuber aber warfen mich zu Boden und hätten sicher ihre Absicht erreicht, wenn der Baron, den blanken Degen in der Hand, nicht als Retter dazwischen getreten wäre.

– Es lebe der brave Baron! rief Konrad, den die letzten Worte wie begeistert hatten.

– Und nun denke Dir mein Erstaunen, fuhr der Graf fort, als er mir lächelnd die Hand reicht und in einem freundlichen Tone zu mir spricht: »Junger Brausekopf! Warum haben Sie mir Ihre Liebe verborgen gehalten? Emma, die Sie aus voller Seele liebt, hatte mehr Zutrauen zu mir; anstatt uns hier zu schlagen, begleiten Sie mich auf mein Schloß und beruhigen Sie die Braut, die wegen Ihrer in Sorgen ist.«

– Gott sei Dank! Es lebe der brave Baron!

– Ich wollte dem Verkünder dieses unerwarteten Glückes zu Füßen fallen, er aber breitete seine Arme aus und schloß mich an seine Brust. Jetzt, lieber Konrad, bin ich der glücklichste aller Menschen!

– Das glaube ich wohl, antwortete lächelnd der junge Mann. Aber ich – während Sie in dem Schlosse Ihrer Schönen waren, brachte ich unter Regen, Donner und Blitz auf dem Kreuzwege zu, wie wir verabredet hatten. Ich wartete die ganze Nacht und sandte alle Gebete, die mich einst meine alte Mutter gelehrt, zu dem zürnenden Himmel empor. Als der Morgen kam, durchirrte ich wie ein Verzweifelter die Ruinen und den Wald – ich fragte auf Ihrem Gute nach; doch nirgends fand ich eine Spur.

– Armer, guter Konrad!

– Endlich entschloß ich mich, Ihren Gegner um den Ausgang des Duells zu befragen, und, Gott sei Dank, er hat sich besser gestaltet, als wir beide hoffen konnten.

Nun will ich aber eilen, um meine arme Marie zu beruhigen, die gestern Abend schon mit mir böse that, weil ich ihr wegen meiner Unterredung mit dem geheimnißvollen Fremden im Walde keine genügende Antwort geben konnte. Nicht wahr, Herr Graf, fügte Konrad lächelnd hinzu, jetzt kann ich meiner Braut unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimniß anvertrauen, um mich von allem etwaigen Verdachte zu reinigen?

– O nein, lieber Konrad, rief fröhlich der Graf, nicht Dir, sondern mir ziemt es, Deine Schöne zu beruhigen und sie der verursachten Sorgen wegen um Verzeihung zu bitten.

– Herr Graf, wo denken Sie hin!

– Ich denke, daß Marie, meine hübsche Milchschwester, einen Besuch von mir wohl erwarten kann, und daß ich ihr offen den Bräutigam zurückbringe, den ich ihr so geheimnißvoll auf einige Zeit entführen mußte.

– Dann habe ich nichts dagegen, Herr Graf, denn Sie bereiten meiner Marie eine Freude, die ihren Zorn wegen meines seltsamen Betragens schon besänftigen wird. Wann kann ich Sie in der Wohnung meiner Braut erwarten?

– Erwarten? Wir betreten sie zusammen. Ich erwarnte jeden Augenblick meinen Wagen, nach dem ich einen Boten gesendet habe – Du fährst an meiner Seite vor die Thür Deiner Braut.

– Nein, Herr Graf –!

– Ich leide keinen Widerspruch, mein Vorsatz bleibt unabänderlich!

Konrad wollte noch weiter Einwendungen machen, der Graf aber schloß ihn in die Arme und erstickte ihm im wahren Sinne jedes Wort im Munde.

Die Mittagstafel des Barons war längst vorüber, deshalb mußte Konrad auf den Wunsch seines Gutsherrn in einem Seitenzimmer allein zu Tische gehen. Der junge Mann hatte seit dem vergangenen Abend nichts genossen, es läßt sich wohl denken, daß ihm die Einladung nicht unwillkommen war.

Gestärkt an Herz und Körper trat er in den Hof, als der erwartete Wagen endlich ankam. Der Graf befand sich noch im Schlosse, um Abschied von seiner Braut und dem Baron zu nehmen.

– Konrad, rief der Kutscher, der ein Jugendfreund des jungen Mannes war und den Feldzug als Reitknecht des Grafen mitgemacht hatte – es ist gut, daß ich Dich hier treffe.

– Warum?

– Deine Schwester war auf unserm Schlosse, gerade als ich abfahren wollte. Sie suchte Dich, weil Du gesagt hättest, Du wolltest zu dem Herrn Grafen. Ich sagte ihr, daß ich im Begriff stehe, ihn abzuholen, er sei auf dem Edelgute des Barons – da antwortete sie: so wird mein Bruder auch dort sein – dann gab sie mir diesen Brief für Dich und meinte, er würde Dich zur Rückkehr antreiben, wenn Du noch keine Lust dazu haben solltest – hier ist er!

Konrad erkannte auf den ersten Blick Marien's Handschrift. Eine dunkle Ahnung durchbebt seine Brust,

daß er nur mit zitternder Hand den Brief erbrechen konnte. Noch einmal schöpfte er Athem, dann las er: »Es gab nur ein Mittel, Dich zu retten, und Gott hat mir Kraft verliehen, es anzuwenden; es ist das größte, das letzte Opfer meiner Liebe zu Dir! Dafür verlange auch ich ein Opfer – fliehe, wenn Du meine Zeilen gelesen, diese Gegend und kehre nie – nie zurück!«

Der arme junge Mann wollte seinen Sinnen nicht trauen, der Inhalt des Briefes war ihm eben so rätselhaft als fürchterlich. Mit geisterbleichem Gesicht las er ihn noch einmal, aber es blieb derselbe Inhalt, dieselben Züge von Mariens Hand geschrieben. Als ob ihn ein Blitz gelähmt, stand er da und starrte auf das verhängnißvolle Papier.

In dieser Verfassung traf ihn der Graf, der fröhlich die Schloßtreppe herabkam und dem Wagen zueilte. – Nun Konrad, rief er, nachdem er eingestiegen – setze Dich mir zur Seite!

Der Angeredete vermochte nicht zu antworten. Mechanisch folgte er der Einladung.

– Was hast Du da für ein Papier in der Hand? fragte der Graf, verwundert über den Zustand des jungen Mannes, indem der Wagen durch das Gitterthor des Schlosses in das Freie rollte.

Konrad überreichte den Brief ohne ein Wort zu sprechen.

– Seltsam! sagte der Graf, nachdem er gelesen, und sah theilnehmend seinem Lebensretter in das trübe, starre Auge. – Bist Du auch fest überzeugt, daß Mariens Hand diese Zeilen geschrieben?

– Ja! war die leise, bebende Antwort.

– Sie hat sich einen Scherz erlaubt, um Dich für Dein Ausbleiben ein wenig zu strafen.

– Das Geheimnißvolle und der Ernst des Briefes, den meine Schwester dem Kutscher übergeben, lassen mich kaum auf einen Scherz schließen – auch erinnere ich mich jetzt des sonderbaren Wesens meiner Braut, als ich diesen Morgen zu ihr in die Laube trat und bei der Nachricht von dem Raubanfalle auf Ihre Person mich schnell wieder entfernte.

– So weiß man darum?

– Röschen, die von ihrer Tante zurückkehrte, will den Kampf gesehen haben.

– Hier liegt ein Mißverständniß zum Grunde, das wir bald aufklären wollen. Peter, rief der Graf dem Kutscher zu, fahre Galopp, in einer halben Stunde müssen wir im Dorfe sein. Du hältst vor Marien's Meierei an, nicht im Schlosse!

Peter befolgte augenblicklich den Befehl, er hieb mit seiner Peitsche auf die feurigen Rosse, daß sie einen Lauf begannen, als ob sie bei einem Wettrennen den Preis erringen wollten. Die beiden jungen Leute sprachen kein Wort mehr, ein jeder überließ sich seinen Gedanken.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, die dem armen Konrad wie eine Ewigkeit vorkam, als der Wagen die ersten Häuser des Dorfes erreichte, das von dem Edelhofe des Barons eine Meile entfernt lag. Noch einige Minuten, und die dampfenden Rosse standen vor Mariens Hause

still. Der Graf richtete noch einige ermuthigende Worte an Konrad, dann traten sie in das reinliche Stübchen.

– Himmel! rief Marie, die weinend und bleich in ihrem Stuhle saß und die Ankunft des Wagens nicht gehört zu haben schien – Unglücklicher, was willst Du hier? Hast Du meinen Brief nicht erhalten?

– Herr Graf, stammelte Konrad, Sie sehen, daß es traurige Wahrheit ist –!

– Marie, sagte ernsthaft der Graf, was soll das bedeuten?

– Meide diese Gegend! rief das Mädchen mit fliegender Brust – fort, fort, ehe das Verderben hereinbricht!

– Mädchen, redest Du im Wahnsinn? Gieb uns Aufklärung über Dein seltsames Benehmen.

Jetzt erst erkannte Marie den Grafen. Sie sah ihn einen Augenblick mit starren, ausdruckslosen Mienen an, dann sank sie laut weinend in den Stuhl und verhüllte das Gesicht mit ihrer Schürze.

Als ob Konrad wirklich ein Verbrechen begangen, stand er in der Mitte des Zimmers und hielt seine bebende Hand vor die Augen, aus denen ein Thränenstrom über die braunen Wangen herabrieselte. Der Graf war zu Marien getreten und suchte sie zum Reden zu bewegen.

– Konrad, sagte sie endlich und deutete nach der Thür – fliehe, fliehe, ehe der Richter zurückkehrt!

– Mein Gott, fragte der Graf, weshalb hat Konrad den Richter zu fürchten?

– Weshalb? soll ich das Furchtbare wiederholen?

Plötzlich erhob der junge Mann sein Haupt, der Stolz gab ihm Fassung und verscheuchte auf einen Augenblick den Schmerz der Liebe.

– Marie, sagte er fest, Du willst, daß ich Dein Haus verlasse, damit mich der Richter hier nicht finde – meine Ehre als Soldat erfordert es, daß ich nicht einen Schritt weiche, bevor ich Aufklärung erlangt habe, daß ich mich rechtfertigen kann. Was hast Du gegen mich?

– Konrad, Du willst mich noch täuschen?! rief Marie erschüttert, welche des jungen Mannes Stolz für Verstocktheit hielt.

– Marie, ich verlange bei Deiner und meiner Ehre, daß Du in Gegenwart des Herrn Grafen, meines Majors und Gutsherrn, offen und frei erklärst, was Du mir zur Last legst!

– Wo warst Du diese Nacht? fragte sie mit abgewandten Blicken und indem sie mit ängstlich klopfendem Herzen auf die Antwort lauschte.

– Ich war bei dem Freunde des Herrn Grafen, dem Oberförster von G.

– Und zwar in einer Angelegenheit für mich, fuhr der Graf fort, die ich nur meinem Freunde und Lebensretter anvertrauen konnte.

Marie erhob ihr Haupt und sah die beiden Männer an, als ob die Worte des Grafen sie ihres Verstandes beraubt hätten – das trübe Auge schien aus seinen Höhlen hervorgetreten zu wollen und die Brust der Lebenskraft beraubt zu sein.

– Schwester, sagte freundlich der Graf, verbanne Schmerz und Eifersucht, denn Konrad liebt Dich mit der ganzen Kraft seines guten Herzens. Wenn er fehlte, so trage ich die Schuld, denn ich war jener Mann, der ihn gestern Abend suchte, um einen Dienst von ihm zu fordern, der ihn die ganze Nacht aus dem Dorfe entfernte. Ich nahm ihm das Versprechen ab, ein tiefes Schweigen, auch gegen Dich, zu beobachten, und Konrad, mein treuer Soldat, hat Wort gehalten – ich verbürge mit meinem gräflichen Ehrenworte, daß Dein Bräutigam bis zum Morgen in meinem Dienste gewesen ist!

Mit einem durchdringenden Schrei der Verzweiflung sank die arme Marie ohnmächtig zu Boden. Konrad stürzte herbei und umschloß die bleiche Braut mit beiden Armen, als ob er ihr neue Lebenskraft einhauchen wollte.

– Mein Gott, rief der Graf, was ist hier geschehen? Hat die Eifersucht dem armen Mädchen den Verstand geraubt?

In diesem Augenblitze öffnete sich die Thür und der Ortsrichter Valentin, von seinem Neffen Eberhard gefolgt, trat ein. Eine tiefe Stille des Staunens und Schreckens herrschte einen Augenblick in dem Gemache. Marie lag immer noch leblos in Konrad's Armen.

– Was seh' ich? rief endlich Valentin – dieser Mensch ist immer noch hier? Und Sie, Herr Graf, fügte er mit einer Verbeugung hinzu, sollten Sie noch nicht wissen – –

– Unverschämter, rief Eberhard, Du wagst es noch, dieses Haus zu betreten? Entferne Dich, ehe die Gerechtigkeit die Hand nach Dir ausstreckt!

Jetzt war Konrad seiner Sinne kaum noch mächtig.

– Ha, Elender, rief er mit zornblitzenden Augen, also Du hast den Fuß während meiner kurzen Abwesenheit in dieses Haus gesetzt? Jetzt erkläre ich mir alles –!

– Hinweg, befahl Eberhard, Marie ist meine Frau!

– Deine Frau?

– Der Ehecontract ist unterzeichnet und gerichtlich vollzogen – hinweg, ich bin hier Herr im Hause.

Leise ließ Konrad, als ob ihn die Kraft verließe, die ohnmächtige Marie neben dem Stuhle nieder, er selbst mußte sich an dem Tische halten, um nicht zu Boden zu sinken.

– Herr Graf, wisperte der Ortsrichter und zog ein Papier aus der Tasche – hier ist der gerichtlich bestätigte Ehecontract – Sie wissen, die Civilehe – –

Der Graf schob das Papier abwehrend mit der Hand zurück, dann trat er zu Marien, die in diesem Augenblicke sich wieder zu regen begann. Es war ihr deutlich anzusehen, daß die feste Kraft des Geistes die Schwäche des Körpers zu besiegen strebte.

– Marie, sagte er ernst, wie mir scheint, bist Du das Opfer eines nichtswürdigen Verrathes geworden – bei dem Gotte, der die Schurken bestraft, fordere ich Dich auf, mir Licht zu geben in dieser fürchterlichen Verwirrung.

Mariens Blicke suchten den armen Konrad, der wie die Bildsäule des Schmerzes und der Verzweiflung an dem Tische stand. Als sie ihn gefunden, erhob sich das junge Mädchen mit der größten Anstrengung und trat mit schwankenden Schritten zu ihm.

– Konrad, flüsterte sie, was ich that, geschah aus Liebe zu Dir – Du weißt ja, wie ich Dich liebe! Und nimmer, nimmer werde ich Dich vergessen – doch meide diesen Ort – Du hast mich glücklich in der Liebe zu Dir gesehen – mein Elend und meine Verzweiflung sollst Du nicht sehen – denn ich bin die Frau des Försters Eberhard.

– Konrad, rief entschlossen der Graf – die Braut hast Du verloren, doch einen Freund gewonnen, der mit allem, was ihm zu Gebote steht, für Dein Glück sorgen wird. Und liebst Du diesen Freund, so folge ihm jetzt, an seinem Arme sollst Du den Ort Deines Unglücks verlassen und sein Schloß betreten, das Du so lange als Deine Heimath betrachten kannst, bis es mir gelungen ist, einen nichtswürdigen Verrath zu entlarven! Folge mir!

Bei den letzten Worten trat er zu Konrad und drückte den Willen- und Gedankenlosen mit großer Bewegung an seine Brust. Dann ergriff er seinen Arm und wollte ihn aus dem Zimmer führen.

– Konrad! Konrad! schrie verzweiflungsvoll Marie, indem sie ihre Hände nach ihm ausstreckte.

Der junge Mann warf noch einen Blick zurück, dann ließ er sich schweigend von dem Grafen fortziehen.

Nach zwei Minuten hörten die in dem Zimmer bestürzt Zurückgebliebenen das Gerassel des Wagens, der die beiden Freunde nach dem Schlosse brachte.

– Herr Valentin, sagte Marie mit fester Stimme und alle ihre Kraft zusammennehmend – nach dem Gesetze bin ich die Frau Ihres Neffen.

– Kein Mensch kann etwas dagegen haben, antworte der Richter – Sie haben meinem Eberhard das Wort gegeben und das Gesetz hat es bestätigt.

– Das Gesetz, fuhr Marie fort; nicht aber die Kirche!

– Das thut nichts; ist dem Gesetze Genüge geschehen, so ist es nach unsern aufgeklärten Begriffen genug.

– Aber nicht nach den meinigen. Hören Sie deshalb meinen Willen!

– Was wollen Sie denn, liebe Mündel? fragte mit Ironie der Richter.

– Ich will, sagte Marie mit Würde, daß man mich so lange als unverheirathet betrachtet, bis der Priester dem contractlich abgeschlossenen Ehebunde die kirchliche Weihe ertheilt. So lange bleibe ich allein im vollen Besitze aller meiner Rechte und meines Vermögens.

– Und wann wird der Priester sein Geschäft vollziehen? fragte Eberhard.

– Dann, wenn ich mich dazu vorbereitet haben werde – vielleicht nächsten Sonntag.

– Marie, sagte der Jäger mit Galanterie, zwar ist dieser Aufschub ein Unglück für mein Herz, ich füge mich aber und harre!

– Sie begreifen wohl, daß mir bis dahin die Einsamkeit wünschenswerth ist – –

– Das heißt mit andern Worten – fiel rasch und ärgerlich der Richter ein – wir sollen uns entfernen?

– Vetter! sagte mahnend der Neffe, dem bei der Unterredung nicht ganz wohl zu Muthe war.

– Gut, schöne Mündel, eigensinnige Marie, wir gehen. Heute ist es Montag – es bleiben uns also noch fünf Tage Zeit, um Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit zu treffen.

– Treffen Sie keine Vorbereitungen, Herr Valentin!

– Und warum nicht?

– Weil eine stille Feier den Umständen angemessen ist.

– Aber das Haus meines Neffen, das so reizend am Sauge des Waldes liegt, werden Sie doch beziehen.

– Ich werde thun, was als Gattin meine Pflicht ist!

Marie grüßte und ging in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sich in dem Stübchen öffnete.

Vetter und Neffe verließen das Haus und theilten sich unterwegs ihre Besorgnisse wegen Mariens Absichten mit.

– Der Contract ist nach allen Formen richtig abgeschlossen – meinte der Richter – will Deine Frau die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen, wird sie das Gesetz schon dazu anhalten.

Der Abend fand Eberhard und Graff in dem Wirthshause wieder beisammen, wo sie auf das völlige Gelingen ihres Planes eine Flasche um die andere leernten und die Civilehe hoch leben ließen.

7.

Während Marie einsam in ihrem Stübchen weinte und sich von aller Welt absonderte, bewohnte Konrad ein Zimmer auf dem Schlosse seines Gutsherrn. Röschen, der

die Besorgung der kleinen Wirthschaft ihres Bruders allein oblag, besuchte ihn jeden Tag und berichtete, was man im Dorfe über den Vorfall sprach.

– O mein Gott, rief er aus, hätte mich Marie auf die schändlichste Art von der Welt betrogen, ich würde mich zu trösten wissen und sie mit Verachtung bestrafen, wie sie es in diesem Falle verdiente – so aber ist sie selbst ein Opfer ihrer Liebe zu mir geworden und ich habe ein treues Mädchen verloren!

Der Graf, dem das Geschick des armen Konrad tief zu Herzen ging, hatte vergebens sich bemüht, ihn zu einem Antrage auf gerichtliche Untersuchung und Aufhebung des erzwungenen Ehecontracts zu bewegen; er hatte sich aber stets entschieden dagegen ausgesprochen, da er Marien nicht in eine Untersuchung verwickeln wollte. Im Grunde des Herzens hoffte er indeß, Marie selbst würde Schritte thun, ihre Freiheit wieder zu erlangen, und in dieser Voraussetzung, die mit jedem Tage mehr zur Gewißheit wurde, lebte er wie ein Einsiedler unthätig im Schlosse; als er aber von Röschen hörte, daß am Sonntage die kirchliche Trauung stattfinden sollte, schwand sein letzter Hoffnungsstrahl, er kündigte dem Grafen an, daß er nach Amerika auswandern würde. Obgleich der Umstand, daß Konrads Hut in den Ruinen gefunden sei, den Grafen ein vorbereitetes Bubenstück ahnen ließ, so stand er dennoch von einer gerichtlichen Untersuchung ab und fügte sich Konrads dringendem Wunsche, zumal da jede Vermuthung des Thäters ihm fehlte. Heimlich aber hatte

er dennoch bei dem Landrathe Anzeige von dem Angriffe auf seine Person gemacht und auf genaue Vigilirung in der Gegend angetragen.

Denselben Sonntag, den Valentin zur Trauung seines Neffen mit Marien erwartete, hatte auch der Baron zur Verbindung seiner Mündel Emma mit dem jungen Grafen festgesetzt und es wurden die Vorbereitungen dazu auf das Eifrigste betrieben. Dies gab dem gräflichen Bräutigam Veranlassung, öfter den Edelhof des Barons zu besuchen und seinen Freund Konrad sich selbst zu überlassen, der am folgenden Tage die Gegend und das Land meiden wollte. Er fürchtete des Grafen Zureden, deshalb faßte er den festen Entschluß, heimlich seine Reise anzutreten.

Der Donnerstag hatte sein Ziel erreicht und die Nacht lag auf der Erde, als Konrad das Schloß verließ und langsam dem Dorfe zuging. Er wollte von seiner Schwester Abschied nehmen. Unbekümmert um den Weg, den er eingeschlagen, stand er plötzlich still und faßte seine Umgebung in's Auge – er befand sich an Mariens Gartenthür, neben welcher die Laube lag, wo er im Frühling Abschied von ihr genommen, als er in den Krieg zog. Unwillkührlich trat er an den Zaun und sah sinnend durch die Blätter, die ein leichter Abendwind von Zeit zu Zeit leise rauschen ließ.

Plötzlich glaubte er Schritte zu vernehmen – er verdoppelte seine Aufmerksamkeit – er hatte sich nicht getäuscht – die Schritte kamen näher und knisterten zuletzt leise im Sande der Laube.

– O mein Gott, dachte Konrad, wenn es Marie wäre!

Er hatte Mühe, bei diesem Gedanken den Ausbruch seiner Bewegung zu verhindern. Mit angehaltenem Atem blieb er stehen und sah starr nach der dunklen Laube, von der ihn nur die Blätter des Zaunes trennten. Noch war er unschlüssig, ob er bleiben oder gehen sollte, als ein lautes Weinen an sein Ohr schlug. Ein Laut genügte, um ihn Mariens Stimme erkennen zu lassen. Auch dem jungen Manne traten die Thränen in die Augen und die kaum erlangte Fassung verscheuchte der heftigste Schmerz um das geliebte Mädchen.

– Die Kraft verläßt mich – hörte er Marien mit sich selbst reden – ich kann des Försters Frau nicht werden – und Konrad flieht mich – er unternimmt nichts für sein Mädchen, giebt es dem Schmerze und der Verzweiflung preis – o mein Gott, mein Gott!

– Marie! Marie! rief Konrad unwillkührlich und sank zitternd auf die Knie in das bethaute Gras nieder.

– Himmel! rief die Stimme in der Laube – wer ruft mich?

– Marie, nur ein Wort, ehe ich von Dir scheide!

– Konrad, Du kommst zu mir, zu dem Mädchen, das Du hassen solltest, denn es hielt Dich fähig, ein Verbrechen zu begehen –?

Als ob ihn eine unsichtbare Gewalt dazu antriebe, raffte sich der junge Mann empor, riß die Gartenthür auf und stürzte in die Laube, in der Marie weinend am Boden lag.

– Konrad, rief sie ihm entgegen, ich bin ein elendes, unglückliches Geschöpf! Kannst Du mir verzeihen? Wirst Du mich nicht hassen?

– Nein, Marie, ich beklage Dich und liebe Dich immer noch mit der ganzen Kraft meines Herzens.

Sanft zog er das bebende Mädchen empor und drückte einen innigen, langen Kuß auf ihre glühende Stirn.

– Marie, Dein Schicksal betrübt mich mehr, als das meinige, denn Du mußt den Jugendfreund vergessen, und die Liebe, welche das Glück Deines Lebens machen sollte, wird Dir zur bittersten Qual.

– Konrad! Konrad!

– Sieh, fuhr Konrad fort, indem er seinen Arm um ihren Hals schlang – ich bin glücklicher, als Du, denn mein Herz ist frei, es kann Dir treu bleiben und Dich lieben – mich fesselt kein anderes Band, ich kann meinen letzten Seufzer zu Dir senden, ich kann sterben mit Deinem Namen auf den Lippen – darum weine nicht über mich – ich bin ja weniger zu beklagen, als Du!

Mit bebenden Armen klammerte sich Marie an Konrad und hielt ihn krampfhaft einige Minuten umschlungen.

– Jetzt fasse Dich, sagte Konrad, ich scheide, um Dir die Erfüllung Deiner Pflicht nicht zu erschweren.

– O mein Gott, laß mich sterben, denn das Leben macht mich elend!

– Komm, Marie, in Dein Haus, ehe uns ein Späherauge belauscht – ich begleite Dich bis zur Schwelle, dann lebe wohl!

Langsam gingen beide durch den vom Sternenlichte erhellten Garten. Als sie an der Thür des Hauses waren, drückte Konrad schweigend den letzten Kuß auf Mariens Lippen, entwand sich ihren Armen und eilte in die Nacht

hinaus. Ohne eine bestimmte Absicht zu haben, folgte er dem Fußwege, den er betreten, sein Kopf glühte in Fieberhitze, und je mehr er sich von Mariens Wohnung entfernte, je mehr steigerte sich sein Schmerz zum Lebensüberdruß.

Wohl eine Viertelstunde war er durch Gebüsche und Felder geirrt, als ihm plötzlich eine weite Fläche entgegenblinkte. Es war der Teich, dessen Wasser Philipp's Mühle trieb. Mit einem unheimlichen Lächeln blieb er stehen und sah auf den ruhigen Spiegel des schilfbedeckten Weiher. Der Abend war still, nichts regte sich in der schweigenden Natur, das ferne monotone Geklapper der Mühle, deren erleuchtetes Fenster wie ein Stern flimmerete, war das einzige Geräusch, das an das Ohr des unglücklichen Konrad schlug.

– Nein, flüsterte er endlich vor sich hin – ich will die Last des Lebens wenigstens hier nicht von mir werfen, daß Marie sich meinen Tod nicht zum Vorwurf machen kann, sie ist ja schon unglücklich genug. Fort, rief er aus, indem er abwehrend die Hände gegen den Weiher streckte – fort, daß mich der Dämon nicht erfaßt – überall wütet der Krieg, er nehme mich als sein Opfer, dann sterbe ich einen Tod, den die öffentliche Meinung nicht zum Verbrechen stempelt!

Rasch wandte er dem Ufer den Rücken und eilte einem Gehölze zu, dessen Umrisse sich von dem gelben Stoppel-felde in phantastischen Gestalten absonderten. Das Feld war durchschritten und Konrad stand an einer lebendigen Hecke, die ein freundliches Jägerhaus umschloß.

Aus einem Fenster des Erdgeschosses, das bis zur Hälfte von den Blättern und Ranken des Zaunes bedeckt ward, schimmerte ihm ein Licht entgegen.

– Himmel, flüsterte Konrad überrascht – ist das nicht das Haus des Försters Eberhard, des Mannes der unglücklichen Marie? Führt mich der Zufall hierher, oder hat mich die Hand des Schicksals geleitet? Ha, Bube, rief er aus und drohete mit der geballten Faust dem Fenster zu – Du bist der Teufel, der zwei Menschen unglücklich macht, Du trägst die Schuld, daß Marie weint und ich von Verzweiflung getrieben die Welt durchirren muß! Herr Gott im Himmel, hast Du mich hierhergeführt, daß ich Mariens Bande brechen soll, o so gieb mir ein Zeichen und mache mich zum Werkzeuge Deiner Vorsehung!

Ein lautes Klopfen an des Hauses Thür, die sich auf der entgegengesetzten Seite befand, gab dem jungen Manne Antwort auf diese Frage, die ihm die Verzweiflung erpreßt. Lauschend blieb er stehen.

- Wer klopft? fragte Eberhard's Stimme in dem Hause.
- Ich – Graff! war die Antwort an der Thür.
- Wer es auch sei, ich öffne um diese Stunde nicht!
- Eberhard, öffne die Thür!
- Komm morgen wieder!
- Oeffne, ich muß Dich sprechen in Deinem Interesse!

Das Gespräch schwieg. Statt seiner hörte Konrad das Oeffnen der Thüren und Schritte im Innern des Hauses. Von einer Ahnung getrieben, als ob er ein wichtiges für sein Leben entscheidendes Geheimniß entdecken würde,

bog er leise die Zweige und Blätter zurück und steckte den Kopf durch eine Oeffnung des Zaunes, daß er durch das Fenster das beleuchtete Zimmer völlig übersehen konnte. Kaum hatte er diese Stellung eingenommen, als er Eberhard und Graff durch die Thür eintreten sah. Eberhard trug einen schlichten Hausrock, Graff war mit Gewehr und Hirschfänger bewaffnet.

Konrad hörte deutlich folgendes Gespräch, das sich zwischen den beiden Jägern entspann.

– Nun, sagte Graff eintretend, Du bist wohl in Deinem Glücke so übermüthig geworden, daß Du den Freund und Genossen im Hofe warten läßt, als ob er Dein Treibjunge wäre? Ich dächte, wenn ich komme, müßten alle Thüren offen stehen!

– Was willst Du? Was führt Dich zu mir? fragte verdrießlich der Revierförster.

– Unsere Sicherheit, und mehr noch ein gutes Geschäft.

– Ein gutes Geschäft – was soll das heißen?

– Du weißt doch, daß der junge Graf Rudolph die Gräfin Emma von Linden heirathet und daß die Braut dem Bräutigam ein beträchtliches Vermögen zubringt?

– Nun? fragte Eberhard.

– Nun, Herr Compagnon, habe ich diesen Nachmittag in Erfahrung gebracht, daß der Graf diese Nacht das Schloß des Barons von H. verläßt und zwanzigtausend Thaler in Golde mit sich führt – dieses Sümmchen soll der Braut den Weg in das Haus des Gemahls bahnen – er

will vor der Hochzeit noch einige Wechsel damit einfangen, damit man ihn nicht fängt.

– Was kümmert das mich? sagte Eberhard gleichgültig.

– Gegen Mitternacht wird er in seinem Jagdwagen allein nach Hause zurückkehren – sein Weg führt ihn an den Steinbrüchen vorbei –

– Himmel, rief der Förster, solltest Du vielleicht noch einmal auf den Gedanken kommen – –

– Ah, verstehst Du mich endlich? rief Graff mit heissem Lachen – Nicht wahr, es wäre doch jammerschade, wenn die schöne Summe mit in den Steinbrüchen begraben würde. Das Geschäft ist von doppeltem Nutzen: wir entledigen uns eines gefährlichen Menschen, der unsere Püffe in den Ruinen der Abtei nicht vergessen kann, und werden auf einmal reich – Du freilich sitzest schon in der Wolle, denn Du heirathest ein niedliches Mädchen und eine eben so niedliche Meierei – aber ich mit meiner Fratze kann an Heirathen nicht denken, ich muß auf ein anderes Mittel sinnen, mir ein Vermögen zu erwerben – und siehe da, meinem Scharfsinn ist es gelungen – Du bist mein Freund, Eberhard, Du sollst von diesem Geschäfte den dritten Theil erhalten, mehr gebrauchst Du nicht, um für einen wohlhabenden Mann zu gelten – ich lade Dich hiermit feierlichst dazu ein.

Dem Lauscher am Fenster erstarrte das Blut in den Adern, ihm war, als ob ein Traum seine Sinne umnebelte. Mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, behauptete er seine Stellung, um den Ausgang des Gesprächs zu erfahren, denn so viel war ihm trotz seines Zustandes klar, daß

eine bloße Anzeige ohne Beweise nicht nur ohne Nutzen, sondern selbst von Nachtheil für ihn sein könnte. Der Gedanke, Marie ist durch die Civilehe an einen Raubmörder gekettet, gab ihm Kraft zur Ausdauer.

– Ich folge Dir nicht, hörte er Eberhard sprechen. Du hast mich einmal zu einem Verbrechen verleitet, aber nie wird es wieder geschehen!

– Beim Himmel, rief Graff, die Civilehe scheint Dein Gewissen sehr zart gemacht zu haben!

– Nicht die Ehe, sondern das geraubte Geld – dort liegt es im Schranke – ich mag es nicht berühren! Könnte ich mit der Zurückgabe desselben meine Ruhe wieder erkauft, ich würde mich ohne Bedauern davon trennen. O, daß ich Deinen Worten Gehör gegeben habe! Fliehe, Du bist der Teufel, der mein Leben vergiftet!

– Sieh, mein Bürschchen, wie klug Du redest! Das Geld verachtst Du jetzt, weil Du ein reiches Mädchen geheirathet hast – wie aber, mein wackerer Freund, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, durch die Rücklassung des Hutes in den Ruinen den Bräutigam Marien's zu verdächtigen, daß sie ihm den Abschied geben und aus Angst Dich heirathen mußte – wie aber, frage ich, stände es jetzt mit Dir? Glaubst Du denn, daß Marie den Konrad hätte fahren lassen, nur um Dir den Vorzug zu geben? Hätte mein Scharfsinn das Netz nicht gewebt, Du hättest sicher den Vogel nicht gefangen, der Dich stolz und Dein Gewissen zart macht – Du säßest

jetzt im Schuldgefängnisse und sähest durch die Eisenstäbe Deines Fensters, wie andere Leute sich des Lebens freuen.

– Laß' mich Graff, ich will künftig als rechtlicher Mann leben!

– Ha, ha, ha! lachte der Jäger – glaubst Du denn, daß man nach Belieben aufhören kann, wenn man einmal angefangen hat – das wäre sehr bequem – Nein, mein Junge, ich brauche Dich, und Du mußt mitgehen, oder – –

– Oder? wiederholte Eberhard.

– Oder ich beweise Dir, sagte der Jäger in einem drohenden Tone – daß Du mir Gehorsam schuldig bist!

– Mensch, rief der Förster, laß mich in Ruhe!

– Wenn Du Deine Pflicht gegen mich erfüllt hast!

– So nimm das Geld aus dem Schranke und geh'!

– Wie, den Freund willst Du mit Geld abkaufen?

– Du bist nicht mein Freund, ich schäme mich Deiner!

– Nicht Dein Freund? Oho, wer bin ich denn? fragte Graff mit wutherstickter Stimme.

– Mein Teufel bist Du!

– Aber doch Dein guter Teufel?

– Geh' aus meinem Hause! rief Eberhard, den die Ironie des Jägers fast zur Verzweiflung brachte.

– Höre noch ein Wort, Freund Eberhard, ehe Du mich aus Deinem Hause jagst: Bist Du mit dem Schlage elf Uhr nicht in dem Wirthshause des alten Kaspar, um mich zu begleiten, so gehe ich morgen früh zu Marien und entdecke ihr das süße, unschuldige Geheimniß ihres Mannes – hast Du gehört?

– Allmächtiger Gott, das wolltest Du thun? Graff, nimm jenes Geld aus dem Schranke, es fehlt kein Thaler daran – nimm es, aber laß' mich in Ruhe! Geh, geh, Du fürchterlicher Mensch!

– Ohne Dich keinen Schritt!

– Bedenke, daß wir ein neues Verbrechen auf unsere Seele laden!

– Eins oder zwei – das ist ganz gleich! Feigling, lachte der Jäger, Du fürchtest Dich, ein kluger Mann zu sein?

– Du lachst noch? fragte Eberhard mit Schaudern.

– Ja, ich lache Freund, um Dir meine Achtung zu beweisen! Noch einmal wähle: willst Du zu dem *Rendezvous* kommen, oder soll ich gehen – Du weißt wohin?

– Mensch, ist das Dein Ernst?

– Bei meiner Jägerehre, die ich nie verletzte!

– Noch einmal, Graff –!

– Nicht ein Wort – ja, oder nein?

Eine Pause trat ein. Die beiden Jäger in dem Zimmer standen sich einander gegenüber, Konrad am Fenster wagte nicht zu athmen, obgleich ihm ein unnennbares Gefühl die Brust zersprengen wollte.

– Gut, ich komme! sagte endlich Eberhard. Aber nur unter einer Bedingung.

– Nenne sie!

– Daß kein Blut vergossen wird.

– Narr, ein halbes Geschäft ist keins. Wenn uns der Graf nun erkennt? Sieh', ich bin auf Deinen Vortheil bedacht: ich mache mich aus dem Staube, so bald ich das Geld

habe, das kannst Du nicht, Du mußt bei Deiner Frau bleiben – mir ist es ganz gleich, ob der Graf mit heiler Haut davon kommt oder nicht – Dir, dem Zurückbleibenden, muß alles daran liegen, die Zeugen bei Seite zu schaffen – also sei gescheit und folge mir!

– O furchtbar, furchtbar! Ich soll einen Mord auf mein Gewissen laden!

– Nein, das sollst Du nicht, das Außerwesentliche ist meine Sache – Du nimmst nur das Geld! Also Schlag elf Uhr an dem Wirthshause – auf der Bank, wo wir den verhängnißvollen Hut mit dem rothen Bande eroberten. Auf Wiedersehen, Kamerad!

Jetzt zog sich Konrad behutsam aus der Hecke zurück, sandte einen Blick des Dankes zum Himmel empor und lief mit einer solchen Schnelle den Weg über das Stoppelfeld zurück, daß er nach kaum zehn Minuten keuchend an Philipp's Mühle stand. Er traf den jungen Müller auf der Bank unter der Linde, wo er einem kleinen Kreise Zuhörer die Scene schilderte, wie Konrad das Leben des Gutsherrn gerettet hatte.

– Willkommen, Konrad! riefen alle, als sie ihn erkann-ten, und umringten ihn freudig, denn sie wußten um sein hartes, unverdientes Schicksal und beklagten ihn von Herzen.

– Philipp, flüsterte der Angekommene, ich muß Dich allein sprechen!

– Mein Gott, Konrad, Du bist außer Athem – was ist geschehen?

– Noch nichts; doch komm auf einen Augenblick in Dein Haus.

Die beiden jungen Leute verschwanden in der Mühle. Die Zurückgebliebenen unter der Linde äußerten laut ihre Befürchtungen, sie schlossen aus Konrads hastiger Ankunft, Mariens Verlust habe ihm den Verstand zerstört.

Die Uhr im Dorfe schlug zehn und der kleine Kreis der Nachbarn wollte sich eben trennen, als Konrad und Philipp eilig aus der Mühle traten. Letzterer trug die Uniform seines Regiments, einen alten Säbel an der Seite und ein Jagdgewehr auf der Schulter.

– Wohin? riefen die Leute erstaunt.

– Zum Appell! war die Antwort der eilenden Männer, die im nächsten Augenblicke schon in dem Dunkel verschwunden waren. Auf einem Platze im Dorfe trennten sie sich wieder, Konrad, um seine Uniform und Waffen anzulegen, Philipp, um den dritten Kameraden zu holen.

Röschen empfing den Bruder mit einem lauten Freudengeschrei. Dieser grüßte kaum und stürzte in seine Kammer. Die Schwester folgte ihm.

– Konrad, rief Röschen, deren Freude sich in Schreck verwandelt hatte – Du willst doch nicht wieder in den Krieg ziehen, daß Du die Uniform hervorschust?

– In den Krieg, war die rasche, freudige Antwort – in den Krieg, um mir meine Marie wieder zu erobern!

Röschen brach in ein lautes Schluchzen aus, denn sie glaubte, der Bruder sei wahnsinnig geworden.

– Bruder, ich lasse Dich nicht von der Stelle!

– Warum nicht? fragte Konrad lächelnd, indem er den Soldatenrock anzog.

– Wie Du glühst – Du bist krank!

– Du irrst, Schwester, ich war in meinem Leben nicht so gesund, als eben jetzt.

– Aber wo willst Du hin?

– In den Krieg!

– Konrad, Konrad, was soll ich glauben? Diese Antwort, – Deine funkelnden Blicke –!

Der junge Mann prüfte indeß den Inhalt einer Jagdtasche. Als er den nöthigen Schießbedarf darin vorgefunden, warf er sie über die Schulter, ergriff ein Gewehr, das an der Wand hing, und trat dann ruhig und freundlich zu seiner Schwester.

– Röschen, sagte er sanft, Du weinst und zweifelst vielleicht an meinem Verstande, weil ich von Dingen rede, die Dir sonderbar erscheinen; aber sei außer Sorge, der Gang, den ich jetzt zu machen gedenke, rettet unserm jungen Grafen das Leben, mir die schwer gekränkte Ehre und Marien die Freiheit. Begreifst Du nun meine plötzliche Umwandlung, liebe Schwester?

– Aber so erkläre mir doch –!

– Soll ich meinen Zweck nicht verfehlen, so laß mich ziehen – bald kehre ich zurück und Du wirst alles erfahren.

– Willst Du allein fort? fragte Röschen besorgt.

– Komm zurück in das Zimmer und Du wirst sehen, wer mich begleitet.

In demselben Augenblicke, als die Geschwister aus der Kammer eintraten, öffnete sich die Thür, die auf die Hausflur führte, und Philipp und ein anderer junger Mann in Uniform und bewaffnet erschienen auf der Schwelle.

– Willkommen, Christian! rief Konrad, beiden die Hand reichend. Siehst Du, wandte er sich zu Röschen, da stehen meine Begleiter – hast Du nun noch Angst? Jetzt bleibe wach, bis wir zurückkehren und sorge für ein gutes Frühstück, denn vor Mitternacht wird unser Geschäft nicht beendet sein. Doch laß kein Wort von unserm Ausmarsche laut werden, sonst ist alles verloren.

– Und Marie wird frei? fragte Röschen noch einmal.

– Frei, antwortete Konrad, um meine Frau zu werden. Adieu, Röschen!

Vorsichtig verließen die drei Soldaten das Haus und das Dorf. Röschen ging zur Küche, schürte Feuer an und begann das ihr aufgetragene Mahl zu bereiten.

8.

Der Jäger Graff hatte wahr gesprochen: Graf Rudolph bestieg in der That im Edelhofe des Barons gegen Mitternacht seinen Wagen, um nach seinem Schlosse zurückzukehren. Nur führte er nicht die Summe Gold mit sich, nach der Graff sich sehnte, die Kunde davon war nichts als ein Domestiken-Geschwätz, das dem wilden Waidmann durch einen Jäger des Barons in der Waldschenke zu Ohren gebracht worden. Der junge Graf, obgleich beglückt durch die Liebe eines schönen, reichen Mädchens,

befand sich nicht in der heitersten Laune, Konrad's Unglück, zu dem er willenlos den Grund gelegt, ging ihm tief zu Herzen und erfüllte ihn um so mehr mit Mißmuth und innigem Bedauern, als er nicht im Stande war, durch irgend ein Mittel das Geschehene auszugleichen. Er hatte seiner Braut die Unglücksgeschichte mitgetheilt und diese hatte ihm unter Thränen den Vorschlag gemacht, dem armen Konrad ein kleines Gut als Eigenthum zu überweisen, das sie in der Gegend von B. besaß und durch einen Verwalter bewirthschaften ließ. Rudolph war freudig auf diesen Vorschlag eingegangen, daß er aber dem braven Manne mit der Verleihung der Glücksgüter nicht auch das Glück und die Ruhe des Herzens zurückgeben konnte, deren Verlust er noch vor Kurzem so schmerzlich empfunden, trübte die Freude, die ihm die Umgestaltung seines Geschickes bereitete.

Die Wächter der nahen Dörfer riefen die Mitternachtsstunde und ihre Hörner erklangen hell durch die stille Nacht, als der Graf die weißen Mündungen der Steinbrüche erblickte, an denen eine kurze Strecke seines Weges vorbeiführte. Das Passiren dieses Weges war völlig gefahrlos, da die Abgründe sich in einer Entfernung von mehr als hundert Schritten öffneten und selbst in der größten Dunkelheit sich durch einen weißen Schimmer des Gesteins zu erkennen gaben. Hinter den Steinbrüchen zu beiden Seiten liefen ziemlich hohe Bergrücken hin, welche ein langes, schmales Thal bildeten, das eine Biegung machte, um sich ostwärts fortzusetzen, der Weg

aber zum Schlosse schied sich in dieser Biegung und führte südwärts durch einen tiefen Hohlweg wieder in das freie Feld.

Peter, der Kutscher, des Weges kundig, hieb lustig in die Pferde, daß der leichte offene Wagen wie ein Pfeil durch das Thal schwirzte. Als er an die Stelle kam, wo er in den Hohlweg einbiegen mußte, fuhr er vorsichtig etwas langsamer; doch kaum hatte er das tiefe Gleis erreicht, als aus einem an dem Abhange stehenden Haselbusche ein Schuß fiel und dem armen Burschen die Hand verwundete, mit der er die Peitsche schwang. In demselben Augenblicke stürzte ein Mann den Pferden in die Zügel.

Der Graf, seit seinem letzten Anfalle vorsichtig geworden, holte rasch ein Pistol aus der Wagentasche hervor, legte an, ein zweiter Schuß knallte durch das Thal und der Mann, der die sich bäumenden Pferde hielt, stürzte mit einem lauten Schrei zusammen. Die Hufe der scheu gewordenen Pferde zermalmten den tödtlich verwundeten Räuber. Peter behielt indeß so viel Geistesgegenwart, daß er mit der gesunden Hand die Zügel kräftig erfaßte und das Durchgehen der Rosse verhinderte.

Noch stand der Graf aufrecht im Wagen und hielt das abgeschossene Pistol in der Hand, als er von hinten mit einem Hirschfänger angegriffen wurde – ein zweiter Räuber hatte den Wagen erstiegen. Ohne ein Wort zu reden, vertheidigte sich der Angegriffene mit dem umgekehrten Pistol und es entspann sich ein Kampf in dem

Wagen, der sich sicher zu Gunsten des stärkeren Banditen entschieden, wenn nicht ein paar kräftige Fäuste den Nichtswürdigen bei den Haaren ergriffen und ihn rücklings von dem Sitze herab in den Hohlweg geschleudert hätten. Unten standen noch zwei Männer und nahmen den wuthknirschenden Räuber mit ihren Gewehrkolben in Empfang.

Der Graf, in der Meinung, er habe den Angreifenden durch einen Schlag seiner Waffe kampfunfähig gemacht, suchte nach einem zweiten Pistol, das er aber nicht gleich erfassen konnte, da es aus der zerrissenen Tasche auf den Boden des Wagens gefallen war.

– Zurück, rief er emsig suchend, oder meine Kugel zerschmettert Euch Banditen den Schädel!

– Herr Graf, rief Konrad's Stimme, die Banditen können nicht mehr zurück, der eine ist todt, der andere geknebelt!

– Himmel – Kinder, wer seid Ihr?

Die drei Männer in ihrer Uniform mit den blinkenden Knöpfen traten heran, und der Mond, der in diesem Augenblicke hinter einer Wolke hervortrat, beschien ihre muthigen Gesichter.

– Soldaten Ihres Bataillons, antworteten sie und streckten dem Grafen die Arme entgegen, um ihm aussteigen zu helfen.

– Konrad, Philipp, Christian! rief fast weinend der Gerettete und schloß einen nach dem andern in seine Arme.

– Nun, rief Peter, wollt Ihr mir denn nicht auch helfen? Ich bin am Arme verwundet –!

Rasch sprang Christian zu den Pferden und Konrad und Philipp nahmen den Kutscher in Empfang.

– Wo bist Du verwundet? fragte theilnehmend der Graf.

– Am rechten Arme; es scheint jedoch nur ein Streifschuß zu sein, denn ich fühle keine Schmerzen.

Graf Rudolph zog sein Taschentuch hervor und verband den Arm des Kutschers, der glücklicher Weise nur leicht gestreift war.

– Wo sind die Räuber? fragte er dann.

– Hier ist der gefährlichste! rief Konrad und schleppete mit Philipps Hülfe den geknebelten Graff herbei, der wie ein zusammengerollter Igel am Boden lag. Es ist derselbe, der in den Ruinen der Abtei schon einmal die räuberische Hand nach Ihnen ausstreckte, derselbe, der meinen Hut mit dem rothen Bande stahl und ihn an dem Orte seines Verbrechens zurückließ, um den Verdacht auf mich zu wälzen – derselbe, der zwanzigtausend Thaler in Ihrem Wagen vermutet und Sie morden und berauben wollte, um als ein reicher Mann sich aus dem Staube zu machen – ist es nicht so, Herr Graff? Jetzt theilen Sie doch mit Ihrem Kameraden – dort liegt er!

– Ich wollte, ich hätte mit ihm getheilt! murmelte der Geknebelte.

– Wer ist der Andere? fragte der Graf und trat zu dem Todten.

– Sehen Sie ihn an, sagte Philipp, er ist noch zu erkennen.

– Himmel, mein eigener Revierförster! O über den treuen Diener! Konrad, Du hast mir Dein Leben, Dein Glück geopfert – über der Leiche dieses Bösewichts gebe ich Dir Deine Marie zurück – Gott sei gelobet, der alles so gefügt!

– Herr Graf, rief Konrad jauchzend, Marie liebt mich noch, ich kann wieder glücklich werden!

– Wie Du es verdienst, mein braver, guter Konrad! – Kinder, wandte sich der Graf jetzt zu den Soldaten und freudige Rührung machte seine Stimme schwanken – Kinder, ich lade Euch zu meiner Hochzeit ein, die nächsten Sonntag auf dem Edelhofe des Barons gefeiert wird – werdet Ihr mich zu der Kirche begleiten und den Ehrenplatz an der Festtafel einnehmen?

– Herr Graf! riefen Philipp und Christian überrascht.

– Ihr müßt erscheinen, wenn Ihr mir meine Freude nicht stören wollt!

– Wir sind Bauern, sagte Philipp, wir passen nicht in vornehme Gesellschaft.

– Philipp, wo wäre ich und meine Hochzeit, wenn Ihr nicht gewesen wäret?

– Herr Graf, fiel Konrad ein, wenn Sie meine Kameraden einladen, was bleibt mir dann?

– Freund, rief der Graf, ist Deine Hochzeit nicht die meine? Oder soll Marie Deine Frau nicht werden?

– Ja, sie wird meine Frau! aber nicht durch eine Civeilehe!

– Nun, Konrad, wir haben Unglückstage zusammen verlebt, wir wollen auch den höchsten Festtag unseres

Lebens zusammen begehen, und unsere Kameraden sind unsere gemeinschaftlichen Gäste!

Jetzt warfen die jungen Leute den todten Revierförster in den Wagen, und banden dann den grimmigen Graff mit den Händen an die Hinterachse, daß er nur die Füße zum Gehen bewegen konnte. Peter bestieg seinen Sitz wieder und fuhr langsam dem Dorfe zu. Der Graf und die Soldaten folgten zu Fuß.

Ein weißer Wolkenstreif im Osten kündete den jungen Tag an, als der Zug vor dem Hause des Ortsrichters anhielt.

Wir übergehen den Schmerz des Richters Valentin – nicht über den Tod seines Neffen, sondern über das Geld, das er für ihn in der Stadt bezahlt, und über den Verlust der fetten Wiese; wir übergehen aber auch die Seligkeit Mariens, als der Graf mit dem Ortsrichter in ihr Zimmer trat und Letzterer ihr den Ehecontract mit der Anzeige zurückgab, sie sei frei und könne dem Manne ihrer Liebe die Hand reichen – wir berichten nur noch, daß Konrad und Marie denselben Tag in Gegenwart des jungen Grafen und des Richters Valentin einen neuen Contract für Zeit und Ewigkeit schlossen und daß am nächsten Sonntage in der mit Blumen und Kränzen geschmückten Dorfkirche unter dem Gesange der andächtigen Gemeinde zwei Brautpaare die Weihe des Priesters erhielten – es waren der Graf Rudolph und Emma, geführt von den

adelichen Verwandten, und Konrad und Marie, begleitet von Röschen, Philipp und Christian.

Graff ward dem Arme der Gerechtigkeit übergeben und Eberhard in einem Winkel des Kirchhofs dem Schooße der Erde.

Acht Tage später hielt ein Reisewagen vor Mariens Meierei – er war bestimmt, das junge Ehepaar nach dem Gute zu führen, das die Gräfin dem Retter ihres Gatten als Eigenthum überwiesen hatte.